DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung, der Grammatik
und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion
unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe

HEFT 25

IM DUDENVERLAG
DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM

Sprache — Freiheit oder Lenkung?

Zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege

Von Dr. Hugo Moser
o. ö. Professor für ältere Germanistik
an der Universität Bonn

Rede anläßlich der feierlichen Überreichung
des Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
durch den Herrn Oberbürgermeister am 19. April 1964

IM DUDENVERLAG
DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS · MANNHEIM

Das Wort DUDEN ist für Nachschlagewerke
des Bibliographischen Instituts
als Warenzeichen eingetragen

Der Vortrag wird hier in erweiterter Form dargeboten.
Die Vortragsform wurde im ganzen beibehalten.
Von der einschlägigen Literatur wurde nur für den
vorgelegten Gedankengang Wichtiges angeführt.

Institut für deutsche Sprache
68 Mannheim 1, Friedrichsplatz 12
Aus der Bibliothek von Herrn
Professor Dr. Otto Basler

13 138

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck nur mit besonderer Genehmigung des Verlages
© Bibliographisches Institut AG · Mannheim 1967
Gesamtherstellung: Zechnersche Buchdruckerei, Speyer
Umschlagentwurf von Hans Hug, Stuttgart
Printed in Germany

ZUM GELEIT

Der Gemeinderat der Stadt Mannheim hat am 17. Dezember 1963 beschlossen, den

Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim

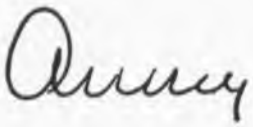
für das Jahr 1963 an

Herrn Professor Dr. Hugo Moser, Universität Bonn,

zu verleihen.

In dem umfangreichen wissenschaftlichen Lebenswerk von Herrn Professor Moser bilden die Arbeiten über die „Deutsche Sprachgeschichte" und die „Deutsche Wortgeschichte" den Mittelpunkt. Die Weite und Vielseitigkeit seiner Forschung und das Wirken über die Grenzen seines Fachgebietes, der älteren Germanistik, hinaus, erweisen sich in seinen grundlegenden Untersuchungen zur geltenden deutschen Rechtschreibung, in der Darstellung der Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Auslande und in den Beobachtungen über Sprachprobleme der Bundeswehr. Besondere Verdienste um die deutsche Sprache hat sich Herr Professor Moser durch seine Untersuchungen zum ernstesten deutschen Sprachproblem mit den Arbeiten „Die Sprache im geteilten Deutschland" und „Sprachliche Folgen der politischen Teilung Deutschlands" erworben.

Herr Professor Moser hat neben seiner Verpflichtung als Germanist auch durch seine unermüdliche Tätigkeit im In- und Ausland wesentlich zur Förderung und Pflege der deutschen Sprache beigetragen. Er ist deshalb würdig, den „Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim" zu empfangen.



Dr. Hans Reschke
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

INHALT

Zum Geleit 5

Einleitung 9

I. **Zur heutigen Bedeutung der Norm** 9
Unsicherheiten und Veränderungen des Normempfindens 9
Norm und neuere Sprachentwicklungen 13

II. **Entstehung und Arten der Sprachnorm** 16
Normbildung 16
Sprachbrauch und Sprachnorm 18
Sprachnorm und Sprachbereich 21
Unbeabsichtigter und beabsichtigter Sprachwandel 23

III. **Formen bewußter Einwirkung auf die Sprachnorm** 25
Sprachbeeinflussung 25
Sprachlenkung 27
Fachsprachliche Normung 31
Autoritäre Sprachregelung 33
Sprachpflege 37

IV. **Grundlagen und Aufgaben der Sprachpflege** 38
Die doppelte Blickrichtung 38
Objektive Kriterien 39
Das subjektive Kriterium 42
Das Kriterium der Strukturgemäßheit 44
Aufgaben reaktiver Art 45
Aufgaben aktiver Sprachbildung 52
Sprachpflege und Sprachnorm 53
Wege des Wirkens der Sprachpflege 56

Anmerkungen 59

Sprache — Freiheit oder Lenkung?

Zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist mir eine Ehre und Freude, den Konrad-Duden-Preis heute in Ihrer Mitte entgegennehmen zu dürfen und damit zugleich in eine noch engere Gemeinschaft mit den beiden früheren Preisträgern, Leo Weisgerber und Hans Glinz, zu treten. *Tres faciunt collegium:* die Träger des Preises bilden also schon eine Gruppe, und seine Verleihung ist schon Brauch geworden.

Es gehört zu diesem Brauch, daß der Preisträger einen Vortrag hält über ein Problem der Sprache. Ich möchte Sie zu unserem heutigen Thema, das Fragen der Sprachwissenschaft wie der Sprachpflege berührt, hinführen, indem ich Ihnen Jeremias Gotthelfs Erzählung „Der Besuch" in Erinnerung rufe.

Gotthelf berichtet dort von einer jungen Bäuerin Stüdeli aus einem Dorf im Aargau, die durch ihre Heirat auf einen Einzelhof im Emmental gekommen war. Dort fällt sie durch ihre Sprache auf. So nennt Stüdeli beim Heuen die Heuhaufen *Birlig*, während die Leute auf dem Hof dazu *Schöchli* sagen, und man neckt sie darum als *Birlig-Stüdle*. Als Stüdeli dann eines Tages nach Hause in den Aargau kommt, ereignet sich dort das Gleiche, nur mit umgekehrten Vorzeichen; man neckt sie wegen der Emmentaler Ausdrücke, die sie inzwischen angenommen hat. So sagt sie z. B. für Kirschen *Kriesi*, und sie wird darum zu Hause als *Kriesi-Stüdi* verspottet.

Diese Stelle aus Gotthelfs Erzählung zeigt etwas Wichtiges: Jede Sprachgemeinschaft, auch die mundartliche, hat das Empfinden einer sprachlichen Norm, einer Geltung sprachlicher Regeln, hat eine anerkannte Richtschnur für das, was sprachlich stimmt und nicht stimmt, und „jedes Mitglied einer Gemeinschaft richtet sein Sprechen nach seiner Gemeinschaft, nach ihrer Sprachform ein, die ihm also direkt und indirekt, unter dem Zwang des sozialen Miteinanderlebens, auferlegt wird"[1]. Allerdings ist die Art und die Stärke der Norm keineswegs gleich. Die Norm pflegt in einer Mundart stärker zu sein als z. B. in einer landschaftlichen Umgangssprache, und sie ist noch kräftiger ausgeprägt in der Hochsprache[2]. Die hochsprachliche Norm ist unser Gegenstand.

I. Zur heutigen Bedeutung der Norm

Unsicherheiten und Veränderungen des Normempfindens

Die Wirkung der Norm wird im Bereich der Hochsprache dadurch außerordentlich verstärkt, daß sie zu einem großen Teil in Grammatiken, Regelbüchern, Wörterbüchern schriftlich fixiert ist und daß sie von der Schule, aber auch auf anderen Wegen verbreitet und so allen oder doch den meisten Sprachbenutzern zugänglich gemacht, ins Bewußtsein gehoben und zugleich

von ihnen kontrolliert wird. Um Art und Geltung der hochsprachlichen Norm und um die innere Einstellung dazu, also um ihr subjektives Korrelat, das Empfinden oder das Bewußtsein der Norm einerseits und um die Freiheit gegenüber der Norm andererseits, handelt es sich bei unseren Überlegungen. Es geht uns dabei nicht primär um Art und Grenzen der Freiheit, die der einzelne bei der Anwendung der Sprache hat, sondern um die Frage nach der freien und der gebundenen Entwicklung der Sprache selbst, wie sie uns überkommen und zur Benützung an und in die Hand gegeben ist. In sprachwissenschaftlicher Terminologie ausgedrückt heißt dies: Es wird hier im Sinne des Schweizer Forschers Ferdinand de Saussure zunächst und vor allem von dem Verhältnis von Norm und Freiheit in der *langue*, in der Sprache als „System", gesprochen werden, nicht so sehr und nur gelegentlich von deren Verhältnis in der *parole*, der Rede, in der dieses System benützt und zugleich weiterentwickelt wird. Unsere Fragestellung zielt auf die Sprachgemäßheit, nicht auf die Redegemäßheit oder die Stilqualität[2a].

Man kann sagen: Sprachlich richtig ist, was der Norm und dem Normempfinden gemäß ist, sprachlich falsch, was ihnen widerspricht. Es zeigt sich aber rasch, daß dieser Satz nicht ausreicht, um in jedem Fall eine Entscheidung zu ermöglichen: unser Normempfinden läßt oft Doppelformen zu, und es schwankt nicht selten. So können wir sagen und schreiben: die *Dichtung des Barocks* oder *des Barock*, *die Bücher des Doktors Maier* oder *die Bücher des Doktor Maier* oder auch *die Bücher von Doktor Maier*, ebenso *der Hut des Strolches* oder *des Strolchs*, *mit einem Worte* oder *mit einem Wort*, wobei die Formen ohne *e* im Vordringen sind. Andere Doppelformen sind *Frieden* und *Friede*, *Glauben* und *Glaube*, *Namen* und *Name*, d. h. es gibt eine ganze Anzahl schwache maskuline Substantive, bei denen der Nominativ Singular mit *n* oder ohne *n* gebildet werden kann. Ebenso stehen häufig verschiedene Pluralformen nebeneinander, so solche mit Umlaut und ohne Umlaut, wie *Generale* und *Generäle*, *Lager* und *Läger* usw[3].

In sehr vielen anderen Fällen ist unser Normempfinden ebenfalls unsicher. Sollen wir im Bereich des Wortschatzes eine vielgliedrige Wortbildung wie *Erwerbslosenunterstützungsempfänger* billigen, die analytischen Umschreibungen von Verben (mit Hilfe sogenannter Funktionsverben)[4] bejahen, so z. B. *unter Beweis stellen* statt *beweisen*? Sollen wir Adverbialbildungen wie *wohnungsmäßig* anerkennen, zu Fremdwörtern wie *Trend*, *Hobby*, *Job* ja sagen? Und wie steht es mit den substantivierten Infinitiven, die immer häufiger an die Stelle von Verbalabstrakten auf *-ung* treten: *das Empfinden* statt *die Empfindung*, *das Erproben* statt *die Erprobung* usw.? Darf man sagen *er frägt*, *er frug* statt *er fragt*, *er fragte*?

Wenngleich im engeren Bereich des Satzes die Grundmodelle (Satzschemata) im ganzen feststehen, so weicht unser Normempfinden doch auch hier nicht selten voneinander ab, etwa bei der Beurteilung des Gebrauchs von Konjunktivformen in der indirekten Aussage, die heute nebeneinander

begegnen: *er sagt, er käme morgen* oder *er würde morgen kommen* statt *er komme morgen;* oder ist der Gebrauch des Indikativs „schon" richtig: *er sagt, er kommt morgen?* Und wie ist es mit dem Infinitiv mit *um zu* statt *zu?* Die Einstellung der Sprecher zu Nominalfügungen geht ebenfalls stark auseinander. Ein Satz wie *die Geltendmachung des ihm zugefügten Schadens behält er sich vor* wird von vielen Sprachliebhabern abgelehnt werden, die dafür eine verbale Fügung fordern: *er behält sich vor, den ihm zugefügten Schaden geltend zu machen.* Nicht weniger verschieden wird die Aufgabe der Satzklammer beurteilt: *ich anerkenne seine Tüchtigkeit; den Mann kenne ich (gut), den wir gestern gesehen haben.*

Die aufgeworfenen Fragen sind keinesfalls bloße Stilfragen. Die neueren Erscheinungen haben sich schon lange über den Charakter von Stileigentümlichkeiten hinaus entwickelt; sie haben den Bereich der *parole* verlassen und sind zu Problemen der *langue*, des sprachlichen Systems, geworden. Die Beispiele zeigen, daß die sprachliche Norm und das Normempfinden schon deshalb von jeher nicht fest waren, weil die Sprache in ständiger Entwicklung begriffen ist, d. h. es ist eher umgekehrt, nämlich so, daß die Sprache sich unaufhörlich verändert, weil die Norm und das Normempfinden unfeste Größen sind.

In unseren Tagen ereignet sich nun etwas Bedeutsames: Die Norm und das Normempfinden treten im Sprachleben zurück, nicht nur im mundartlichen, sondern auch im hochsprachlichen Bezirk. Manche wollen noch weiter gehen und sagen, die hochsprachliche Norm sei gefährdet. Dieser Satz muß nach den einzelnen Sprachbereichen differenziert werden.

Einmal bestehen die Norm und ein ausgeprägtes Normempfinden im Bereich der Rechtschreibung durchaus – aus Gründen, die noch zu besprechen sein werden. Hier führt die Regel seit dem letzten Jahrhundert ein strenges Regiment, und das Gegensatzpaar falsch–richtig spielt noch eine entscheidende Rolle. Allerdings herrscht die Regel auch hier nicht in absoluter Weise – es gibt Doppelformen, und die Norm ist heute nicht unangefochten (s. u.).

Es gibt aber nicht nur ein Ideal der Schreibrichtigkeit, sondern auch der Sprechrichtigkeit, eine Norm und ein Normempfinden im Bezirk der Hochlautung. Daß auch hier Bestrebungen vorhanden sind, die gesetzte Norm zu lockern, ist ebenfalls bekannt; sie gehen vom Süden, namentlich von Österreich und der deutschsprachigen Schweiz, und vor allem auch vom Rundfunk aus: Die Bedingungen des Mikrophons sind ganz verschieden von denen der Bühne, für welche die Ausspracheregelungen einmal geschaffen wurden (der Sprecher sollte eine Entfernung von wenigstens 30 Metern stimmlich beherrschen).

Anders liegen die Verhältnisse in den übrigen Bereichen der Sprache, also beim Wort und beim Satz einschließlich der Flexionsformen. Hier läßt die geltende Norm noch einen relativ großen Spielraum für richtig und falsch zu.

Ich erinnere nur an die oben angeführten Beispiele für Doppelformen oder daran, daß wir z. B. in verschiedenen Fällen ein fremdes Wort ebenso gebrauchen können wie das heimische Wort, etwa *Telefon, Computer* ebenso wie *Fernsprecher, datenverarbeitende Maschine.* Das führt zu der Erscheinung der sogenannten Synonyme, die aber in aller Regel nur sinnverwandte, nicht sinngleiche Wörter sind und größere oder geringere inhaltliche Unterschiede aufweisen; man denke etwa an *diabolisch* und *teuflisch* oder im heimischen Bereich an Wörter wie *veranlassen* und *durchführen*[5].

Die Norm im Bereich des Wortes und des Satzes ist in erster Linie gemeint, wenn man ein Nachlassen der sprachlichen Norm feststellt. Die Gründe für das Zurücktreten der Norm und des Normempfindens (beides geht zusammen) sind vielfältiger Art und können hier nicht im einzelnen besprochen werden. Sie hängen sicher zusammen mit einer gewissen Umorientierung der wissenschaftlichen Grammatik, die seit etwa 1800, seit der Begründung der sprachhistorischen und sprachvergleichenden Betrachtungsweise, nicht mehr normativ sein will, nicht mehr den Anspruch erhebt, die Sprache formen, die Entwicklung bestimmen zu wollen, sondern sich mit der Registrierung des historischen Werdens oder des Standes der Entwicklung bescheidet. Eine allgemeine Scheu vor wertender Betrachtung, eine allgemeine Tendenz zum Relativismus und zur reinen Deskription mag im Zeitalter einer sich weit verbreitenden Neigung zu einem *Nescio*, zum Mißtrauen in die Gültigkeit (oder gar Endgültigkeit) der eigenen Erkenntnis dazukommen. Zwar haben die Vertreter der historisch eingestellten Sprachwissenschaft – hierin von den Begründern ihrer Richtung in der Romantik abweichend – im allgemeinen ein ausgeprägtes Empfinden für die Norm bewahrt, und sie scheuen sich nicht, Werturteile zu fällen[6]. Viele Forscher betrachten jedoch heute die Sprachen als sich ständig verändernde soziale Erscheinungen, für die es keine „Idealbilder" gibt. Der Anglist Leisi hat im besonderen auf eine linguistische Richtung hingewiesen, die, zunächst hauptsächlich in den USA, aus der in Europa begründeten Phonologie entwickelt wurde, die strukturalistische; durch ein wertfreies Forschen – so meint Leisi – schwäche sie das sprachliche Normempfinden besonders im angelsächsischen Bereich[7]. Daran kann etwas Richtiges sein. Vor allem aber hat sich auch die Haltung der Sprachbenützer geändert. Diese sind heute als Folge einer fortschrittlichen Grundeinstellung dem Neuen viel stärker zugeneigt als früher.

Es ist anzunehmen, daß sich sprachliche Veränderungen im Zusammenhang mit der Schwächung des Normempfindens rascher vollziehen. Und ein zweites: Der Normenspielraum wird wohl größer werden als etwa im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts – womit eine Annäherung an einen früheren historischen Zustand eintreten würde.

Die Frage ist nun: Wie weit erträgt eine Sprache das Zurücktreten der Norm und wo sind die Grenzen der Freiheit? Wie groß ist der Normenspielraum? Ich rufe als extremes Beispiel die „Rede" der expressionistischen und dadaistischen Lyriker ins Gedächtnis zurück. Ich wähle ein Gedicht von Kurt Schwitters, der ja vor allem den Expressionisten August Stramm nachgeahmt hat:

Der Stimme schwendet Kopf verquer die Beine.
Greizt Arme qualte schlingern Knall um Knall.
Unstrahlend ezen Kriesche quäke Dreiz.
Und Knall um Knall.
Verquer den Knall zerrasen Fetzen Strammscher quill.

„Strammscher quill" ist natürlich eine Anspielung auf Stramm. Was Stilkunst dieser Art ist, drückt Johannes R. Becher einmal so aus:

Die Adjektiv-bengalischen-Schmetterlinge
sie kreisen tönend um des Substantivs erhabenen Quaderbau.
Ein Brückenpartizip muß schwingen! schwingen!!
Derweil das kühne Verb dich klirrend Aeroplan in Höhen schraubt.
Artikeltanz zückt nett die Pendelbeinchen[8].

Wir stellen nochmals fest: es handelt sich hier um Rede, nicht um Sprache, um Proben künstlerischer, individueller Rede, wie sie immerhin der „Stil" vieler gewesen ist. Er ist gekennzeichnet durch eine Auflösung der überkommenen Syntax: man benützt den Telegrammstil, reiht Wörter beliebig aneinander, stellt Wörter durcheinander, bricht mit der Norm der Satzgliedfolge. Bei diesem Stil herrscht Rebellion gegen die syntaktische Norm, die bis zur Anarchie geht, einer Anarchie, welche die Sprache nicht ertragen könnte, weil dabei eine ihrer Hauptfunktionen, die der Mitteilung, der Verständigung, unerfüllt bliebe oder doch gefährdet würde.

Wir ziehen daraus den Schluß, daß die Sprache schon aus Gründen des sozialen Zusammenlebens auf jeden Fall einer Norm bedarf, daß sie normgerichtet ist. Daß völlige Freiheit von der Norm nicht möglich ist, gilt für den Satzbau einschließlich der Flexionsformen, aber auch für die Wortbildung. Heute, im Zeichen der geschriebenen und gedruckten Sprache, braucht aber die Rechtschreibung ebenso eine Norm, die in früheren Zeiten – noch in den Tagen der Frau Rat Goethe – nicht als notwendig empfunden wurde. Wir verlangen heute auch eine Regelung der Aussprache für die Bühne, die Rezitation, den Ton- und Sehfunk, in einem gewissen, wachsenden Maße auch für die meisten Formen der öffentlichen Rede.

Andererseits kann man aber auch sagen, die Norm gefährde die lebendige Sprachentwicklung. Diese These ist neuerdings von P. von Polenz nachdrücklich vertreten worden. Mit der Entstehung der Schriftsprache, so meint er, sei ein Zeitalter der Sprachlenkung und der sprachlichen Intoleranz heraufgekommen, und damit sei die Gefahr der Erstarrung unserer Sprache

gegeben, wobei der Hinweis auf das klassische Latein nahe liegt[9]. An zwei Beispielen tut v. Polenz dar, daß die Norm sich der lebendigen Entwicklung entgegenstellen und sie behindern kann: an dem Gebrauch von *trotzdem* als Konjunktion *(er war da, trotzdem es regnete)*, einem Gebrauch, der von vielen heute noch – wie auch ich glaube, zu Unrecht – abgelehnt wird, und an dem schon erwähnten Zurücktreten des deutschen Klammersatzes. Man könnte vor allem noch auf das schon angeführte feste Rechtschreibsystem als ein anderes Beispiel der Gefährdung durch die Norm hinweisen. Die Gefahr der Erstarrung wird hier besonders am französischen und noch mehr am englischen Beispiel deutlich, doch zeigt auch die deutsche Orthographie nicht unbedenkliche Zeichen mangelnder Flexibilität.

Der Klammersatz, um dieses Beispiel nochmals aufzugreifen, ist sehr charakteristisch für die deutsche Syntax[10]. Sein hauptsächliches Kennzeichen ist, daß sehr häufig das Verbum seinen Platz am Schluß hat. Dies verleiht dem Satz eine große Spannweite und Geschlossenheit, und das ist ein Vorzug: *Wir bitten Sie, das Fernsprechbuch am 5. Mai, 14–17 Uhr, Wilhelmstraße 5, Erdgeschoß, abzuholen.* Der besonders von den Simultandolmetschern empfundene, schon von Mark Twain verspottete[11] Nachteil des Klammersatzes aber liegt darin, daß der Hauptinhalt des Satzes – und das Verbum ist bekanntlich in der Regel der hauptsächliche Sinnträger – am Satzende erscheint. Hier sei eine kleine, den Klammersatz charakterisierende Geschichte eingefügt: Zwei Franzosen hören einen deutschen Vortrag. Der deutsche Redner bildet eben einen langen Klammersatz, und der eine Franzose fragt seinen des Deutschen besser kundigen Nachbarn: „Qu'est-ce qu'il veut dire?" Antwort: „Attendez le verbe!" Man kann nun besser verstehen, daß man geneigt ist, dem vorher genannten Satz eine nominale Wendung zu geben: *Wir bitten Sie, die Abholung des Fernsprechbuchs am 5. Mai, 14–17 Uhr, Wilhelmstraße 5, Erdgeschoß, vorzunehmen.* Stilistisch wird man diesen Satz kritisch betrachten, und man mag ihn als ein Beispiel des „Amtsstils" werten, aber durch die nominale Fügung ist erreicht, daß der Hauptinhalt des Satzes vorausgenommen wird, wenn auch formal die Klammer nicht vermieden ist; das Verbum hat nur noch eine syntaktische, keine inhaltliche Funktion mehr, es ist zum „Funktionsverb" geworden (s. o.). Freilich wäre es noch einfacher zu sagen: *Bitte, holen Sie das Fernsprechbuch ... ab!* (wobei wiederum ein Klammersatz entstünde, in dem aber das Grundverb seinen Platz am Anfang hätte).

Der Klammersatz wird heute in seiner Geltung von drei Seiten beeinträchtigt, von den nominalen Umschreibungen her (*die Abrechnung vornehmen, die Abstimmung durchführen* usw.), von seiten der Alltagssprache, die ihn nie viel verwendet hat (vgl. das schon zitierte Beispiel: *den Mann kenne ich (gut), den wir gestern gesehen haben*), und schließlich von sehr jungen Möglichkeiten her, die Stellung präpositionaler Ergänzungen zu ändern: *ich empfehle zurückhaltend zu sein gegen Menschen, die man nicht kennt.* Ich

glaube, daß das Zurücktreten des Klammersatzes die wichtigste Entwicklung im heutigen deutschen Satzbau ist[12].

Ich halte es für einen Vorteil, daß im System der deutschen Satzmodelle beide, der herkömmliche Klammersatz wie die Entklammerung, einen Platz haben, und ebenso, daß das einfache Verb wie die nominale Umschreibung zur Verfügung stehen. Sicher behindert die früher geltende Norm die Verwirklichung der hier bestehenden neueren Tendenzen, aber es ergibt sich auf diese Weise eine Vielfalt von Möglichkeiten, welche die Sprache bereitstellt. Es ist Aufgabe der Rede, diese verschiedenen Möglichkeiten unter Berücksichtigung stilkritischer Kategorien richtig zu nützen.

Es erscheint gerade auch im Hinblick auf die oben gekennzeichnete Beschleunigung der sprachlichen Entwicklung heilsam, daß die sprachliche Norm eine hemmende Wirkung hat; sie hat die wichtige Funktion, die Kontinuität sichern zu helfen. Ihre große Leistung zeigt sich etwa beim Ausbau des Wortschatzes mit Hilfe der Wortbildung und der Konversion, der Überführung einer Wortart in die andere. Bei der im Deutschen ja besonders häufigen Wortkomposition sind durch die Tradition Grundtypen gegeben. Heute tritt ein alter Typus, der des sog. Klebeworts (Typus: *Großvater*) stark in den Vordergrund, vgl. *Eigenheim*, *Spät(est)heimkehrer*, *Gebrauchtwagen*, *Unterwegsbahnhof* usw. Im besonderen ist festzustellen, daß neben der zweigliedrigen Zusammensetzung immer häufiger drei- und viergliedrige vom Typus *Oberbürgermeister*, *Vizegeneralstaatsanwalt* entstehen. Sie sind längst normgemäß, sprachrichtig geworden. Es sei aber nicht verschwiegen, daß in der überaus großen Eignung des Deutschen zur Wortzusammensetzung eine Gefahr liegt. Einmal können zusammengesetzte Wörter inhaltlich mehrdeutig werden, wie das „zweideutige" Beispiel *Mädchenhandelsschule* zeigt[13]. Vor allem aber besteht die Gefahr, daß Wortungetüme entstehen. Wenn man etwa an ein Wort aus der Fachsprache der Funktechnik wie *Hochleistungsultrakurzwellengeradeausempfänger* denkt, wird es verständlich, daß man diese Erscheinung persiflierende Scherzbildungen „montieren" kann wie *Donaudampfschiffahrtsaktiengesellschaftsobersteuermannswitwenjahrespensionsanspruchsverweigerungsurteil*. Auf der anderen Seite verhindert die geltende Norm, daß sich die subtraktive Art der Wortbildung in der Form von Abkürzungswörtern (*VW* für Volkswagen usw.), die immer mehr auch in den mündlichen Gebrauch übergehen, allzu sehr ausbreitet. Bei der Wortschatzerweiterung durch die Konversion (*das Heilige*, *anthrazit* als Farbbezeichnung) steht heute im Vordergrund die Substantivierung von Infinitiven (*das Empfinden*, *Erleben* usw.); hier wird ein altes Mittel gebraucht, das schon in der Sprache der Mystik und der deutschen idealistischen Philosophie Geltung hatte.

Wir stellen also fest, daß es (neben der Entlehnung) vor allem die durch die Norm festgelegten Arten, namentlich der Wortbildung, der deutschen Sprachgemeinschaft erleichtern, der für die neuere Sprachentwicklung so

bezeichnenden Notwendigkeit Rechnung zu tragen, den Wortschatz in einer nach Quantität und Tempo früher unerhörten Weise zu erweitern[13a]. Man kann also nicht nur vom Unheil der Norm sprechen, sondern man kann schon jetzt sagen, daß die Norm Heil und Unheil in sich birgt[14].

II. Entstehung und Arten der Sprachnorm

Normbildung

Das Wort von der Gefährdung der sprachlichen Entwicklung durch die Norm hat aber noch eine andere Seite, die mit dem von P. von Polenz benutzten Ausdruck „Sprachlenkung" angesprochen ist. War bis jetzt die Frage nach der Geltung der Norm gestellt, lautete sie also: „Freiheit oder Bindung?", so ist jetzt die andere Frage nach der Entstehung und Art der Norm aufgeworfen, die das Grundthema dieser Darlegungen bildet: „Freiheit oder Lenkung?"

Die sprachliche Norm ist eine soziologisch und gruppenpsychologisch bestimmte Größe. Wie jede Norm entsteht auch sie auf sehr verwickelte Weise. Wir können dies hier höchstens andeuten. Es sind drei Vorgänge zu unterscheiden, die häufig ungetrennt unter der Bezeichnung *Sprachwandel* zusammengefaßt werden: einmal die Entstehung sprachlicher Veränderungen individueller Art als Abweichungen von der bestehenden Norm, also als Normbruch, zum andern deren Ausbreitung als der Prozeß, der darüber entscheidet, ob diese Veränderungen ihrerseits den Charakter von Sprachbräuchen bekommen oder nicht, und schließlich der Vorgang, der Sprachbräuchen Normcharakter gibt, der sie zur Sprachsitte macht. Dabei rechnen wir alle sprachlichen Erscheinungen, die Normcharakter haben (gleichgültig, welcher Art, s. u.), zum sprachlichen „System", dagegen nicht diejenigen, denen nur der Charakter des Sprachbrauchs zukommt. In der Rede im Sinne der *parole* finden sich individuelle Besonderheiten, Sprachbräuche und Sprachnormen nebeneinander. In der *parole* vollziehen sich die nunmehr zu betrachtenden Vorgänge, die zur Sprachnorm führen. Dabei sind die Gründe, warum bestimmte Neuerungen Brauch- oder Normcharakter bekommen, andere aber nicht, oft nicht oder nicht voll durchschaubar.

Die Entstehung sprachlicher Neuerungen geschieht teils durch Entfaltung des Alten, teils durch dessen Ersetzung (Substitution). Wie bei aller Normbildung werden Sprachnormen teils bewußt von außen gesetzt in der Form von statuierten Normen (Verbalnormen) – um die Terminologie des Soziologen Th. Geiger[15] zu gebrauchen –, teils entstehen sie auf bewußte, teilbewußte oder unbewußte Weise als „gewachsene", aus einem stillschweigenden *consensus* hervorgehende und durch Nachahmung sich bildende (subsistente) Normen. In beiden Fällen werden die Neuprägungen gebildet von einzelnen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft, hauptsächlich von deren geistiger und sozialer Elite, und zwar vorzugsweise von Sprachmeistern und sprachlich schöpferischen Menschen. Die bewußte Setzung von außen kann

verschiedene Gründe haben (s. u.); sie ist im sprachlichen Bereich der seltenere Fall. Bei der Entstehung von Wandlungen wirken in kaum zu entwirrender Weise innermenschliche, vor allem geistig-seelische Triebkräfte zusammen: Streben nach Systematisierung, nach Einsparung oder sparsamer Benutzung sprachlicher Mittel, nach Verdeutlichung, Differenzierung, Abstraktion; eine Tendenz ästhetischer Art tritt dazu. Die Ansatzstellen dieser Kräfte sind in der Regel gewisse Anlagen in der Sprache selbst, die sich im Laufe ihrer Entwicklung herausgebildet haben, die also nicht im Sinne einer auf ein Zielbild gerichteten Entelechie, einer Anlageteleologie wirken, wie sie vor allem Wilhelm von Humboldt verkündet hat. Die Art der Neuerungen ist zum Teil mitbestimmt durch äußere Bedingungen sozialen, politischen, kulturellen, religiösen Charakters; dies gilt weniger für die gestaltliche Seite der Sprache, bei deren Entwicklung der Sprache eine relative Autonomie zukommt, als vor allem für die inhaltliche, und ist im lexikographischen Bereich am deutlichsten faßbar. Sie verwirklichen meist im System angelegte Möglichkeiten, doch gibt es Ausnahmen (s. u.).

Bei der Ausbreitung sprachlicher Neuerungen sind auch mechanische Kräfte des Verkehrs im Spiel (Formen unmittelbarer Kommunikation, Nachrichtenmittel aller Art). Im übrigen sind die gleichen geistig-seelischen Triebkräfte am Werk wie bei der Entstehung sprachlicher Veränderungen. Entscheidend ist aber die Wirkung des Nachahmungstriebes. Diese Kräfte wirken wieder in schwer trennbarer Weise zusammen mit Bedingungen soziologischer und gruppenpsychologischer Art. So ist die soziale und geistige Stellung der Neuerer, aber auch die innere Haltung, welche die Sprachgemeinschaft diesen gegenüber einnimmt, von Bedeutung: Spracheigenheiten großer, aus ihrer Gruppe herausragender Menschen und Neuerungen solcher, denen man mit Sympathie entgegentritt, finden leichter Nachahmung als die anderer. Aber auch Bedingungen geschichtlichen, geographischen, politischen, kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Charakters treten dazu. Es gibt auch besondere, autoritative oder autoritäre Weisen der Verbreitung sprachlicher Veränderungen, die noch zu besprechen sind.

Sprachliche Neuerungen bleiben teils auf individuellen, okkasionellen oder temporären Gebrauch beschränkt, teils werden sie verworfen, teils werden sie auf dem Wege der Nachahmung oder Anpassung zur kollektiven Gewohnheit[16], zum Sprachbrauch; im Sinne des eben Gesagten realisiert er meist latent vorhandene, nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten des Systems. Sie können dabei Varianten der geltenden Norm darstellen (so etwa bei *des Strolchs – des Strolches)* oder, besonders in Randzonen, von ihr abweichen (ursprünglich bei *Generäle – Generale*). Darüber entscheidet vorwiegend die geistig-soziale Elite. Sie entscheidet aber auch darüber, ob ein nicht verbindlicher Sprachbrauch verbindlichen Charakter bekommt, zur Sprachnorm wird. Sie ist es auch, welche sprachliche Normen (Verbalnormen) statuiert, wobei die Personen und Formen wechseln: waren es früher die

normierenden Grammatiker, so ist es in unseren Tagen vor allem der Staat, der sich allerdings in aller Regel auf Gremien von Sprachwissenschaftlern stützt und der sich zugleich, von noch zu besprechenden Sonderfällen abgesehen, auf die Regelung des äußerlichsten, im strengen Sinn gar nicht zur Sprache gehörenden Bezirks, der Rechtschreibung, und auf die Beeinflussung der Aussprachenorm beschränkt. Von der Elite hängt es auch ab, wie rasch und inwieweit von außen gesetzte Normen den Sprachgebrauch bestimmen. Dabei ist zwischen Brauch und Norm in geschriebener und gesprochener Sprache zu scheiden; beide haben über den gemeinsamen Kern hinaus ausgeprägte Eigenheiten im Bereich des Wortes wie des Satzes.

Sprachbrauch und Sprachnorm

Der Sprachbrauch tritt also als dritte Größe zu der individuellen Rede, der *parole*, und der durch die Norm geprägten „Sprache", der *langue*; er hat seinen Ort zwischen ihnen. Er bestimmt jene Zone der Unsicherheit, der Oszillation des Sprachgebrauchs zwischen *parole* und *langue*, die, wie wir gesehen haben, heute ausgedehnter ist als früher und die Crux jeder Sprachpflege und aller Sprachlehrer darstellt. Es ist die Zwischenzone der Doppel- und Mehrfachformen, bei der die Frage nicht nur lautet: Was ist individuelle Spracheigenheit, was Sprachnorm, sondern erweitert: Was ist individuelle Eigenheit oder Gewohnheit, was kollektive Gewohnheit, Sprachbrauch, was Sprachsitte, Norm?

Die Grenze zwischen Brauch und Norm ist oft nicht klar zu ziehen: sie ist gradueller Art. Entscheidend ist das Sprachempfinden (von dem noch ausführlicher die Rede sein wird), das eigene und das anderer, von Informanten, das sich in deren Reaktion auf die Anwendung der Sprache in der Rede *(parole)* zeigt. Es unterscheidet wohl – allerdings nicht immer mit voller Sicherheit – zwischen bekanntem, begrüßtem oder geduldetem, unter Umständen auch kritisch betrachtetem, überindividuell-habituellem Sprachbrauch und verbindlicher, allgemein angenommener Sprachnorm, deren Beachtung die Sprachgemeinschaft verlangt. Freilich wäre es erwünscht, einen objektiven Maßstab für die Trennung von *parole*, Sprachbrauch und Norm zu besitzen. Die Frage, ob etwa die Frequenzstatistik helfen kann, wie sie für die Scheidung *langue–parole* vorgeschlagen worden ist, muß angesichts der dabei zutage getretenen Problematik offen bleiben[17]; es gilt nicht nur zu messen, sondern auch zu wägen, und hier ist eine nicht auszuschaltende Instanz das Sprachempfinden der Angehörigen der betreffenden Sprachgemeinschaft. Auch eine Abgrenzung zeitlicher Art, wie sie zum Teil die Volkskunde für die Unterscheidung zwischen Brauch und Sitte versuchte (nach der Zahl der geübten Wiederholungen oder der Dauer des Bestehens), ist im sprachlichen Bereich in der Regel unmöglich.

Das Sprachempfinden kennt andererseits eine Normenambivalenz, bejaht auch häufig Doppelnormen, wobei nicht selten eine Haupt- und eine Neben-

norm unterschieden werden; streng genommen sollte man nur in diesem Fall von Normenspielraum sprechen, nicht bei einem Nebeneinander von Sprachbrauch und Sprachnorm[18].

Der Unterschied zwischen Sprachbrauch und Sprachnorm, zwischen kollektiver Sprachgewohnheit und Sprachsitte, wird deutlicher, wenn wir uns zu den eingangs aufgeführten Doppelformen zurückwenden und zu dem, was wir dort vorläufig als Normenspielraum bezeichnet haben. Ausdrucksweisen wie *die Dichtung des Barock, die Bücher des Doktor Maier* und *die Generäle, die Läger* waren neben den der herkömmlichen Norm entsprechenden Formen mit Genitiv-*s* bzw. ohne Umlaut zuerst von der individuellen zur kollektiven Gewohnheit, zum Sprachbrauch geworden; inzwischen sind sie als Neben-, im Falle des Umlauts als Hauptnorm anerkannt, d. h. das sprachliche Normempfinden stimmt beiden Formen zu. Ebenso verhält es sich gegenüber den drei Formen des Konjunktivs der indirekten Aussage *(er sagt, er komme – käme – würde kommen)*, während der Gebrauch der umschriebenen Form des Konjunktivs nach *wenn* auf Grund der Reaktion des Normempfindens noch als ein Sprachbrauch, nicht als Sprachsitte zu gelten hat. In der Phase des Sprachbrauchs befinden sich die Formen *frägt, frug* sowie viele Adverbialformen auf *-mäßig* und generell die adjektivische Verwendung dieser Bildungsweise (vgl. *die ideenmäßige Mitwirkung Karls*), denn das Normempfinden lehnt diese Erscheinungen ab oder reagiert zumindest befremdet, schockiert oder gar indigniert darauf, während der gleiche Vorgang der Konversion bei *-weise* schon Normcharakter bekommen hat, Sprachsitte geworden ist *(die wahlweise Verwendung)*. Nur im letzten Fall liegt demnach Systemzugehörigkeit vor, nicht dagegen in den ersten. Bei *Friede(n), Glaube(n), Name(n)* treten die *-n*-Formen zurück, d. h. es vollzieht sich der gegenteilige Vorgang: das Normempfinden reagiert ablehnend auf die veraltenden Sprachmuster, die Norm wird zum Brauch reduziert, die Formen scheiden aus dem System aus, und sie mögen eines Tages sogar den Brauchcharakter verlieren und nur noch individuell in der *parole* benützt werden. Zum Sprachbrauch gehört aber auch noch die Entwicklung eines „Gebrauchsinhalts" von Wörtern (Leisi spricht von „Gebrauchsnorm"): Beim Nennen des Wortes *Wagen* denken wir heute zuerst an den Kraftwagen, das Auto, bei *Platte* an Schallplatte, bei *Strom* an elektrischen Strom usw. Aus dem normgemäßen Inhalt eines Wortes tritt also oft im Sprachbrauch eine Teilbedeutung in den Vordergrund.

Es gibt demnach zwei Richtungen der Entwicklung sprachlicher Normen: 1) Rede *(parole)* > Sprachbrauch > subsistenter Norm (System) > statuierter Norm und 2) statuierte subsistente Norm > Sprachbrauch > Rede. Dabei ist die Entwicklung von subsistenter zu statuierter Norm im deutschen Sprachgebiet ein Vorgang, der historischen Charakter hat.

Fast immer sind bei der Schaffung sprachlicher Neuerungen und ihrer Überführung in den Sprachbrauch wie bei dessen Wandlung zur Sprachnorm

und umgekehrt der Überleitung der statuierten Norm in den Sprachbrauch Bedürfnisse der Sprachträger im Spiel[19]. Dabei können die Motive verschiedener Art sein: sprachökonomischer, logisch-systematisierender, ästhetischer und ethischer, beim Einfluß der Werbesprache auch kommerzieller.

Pointiert hat man gesagt, daß in einer Hochsprache ständig Richtiges falsch und Falsches richtig werde. Die Gemeinsprache, so schreibt schon H. Paul, „ist nichts als eine starre Regel, welche die Sprachbewegung zum Stillstand bringen würde, wenn sie überall strikte befolgt würde, und nur soweit Veränderungen zuläßt, als man sich nicht an sie kehrt"[20]. Beim Prozeß der Normbildung sind zwei Dimensionen von Bedeutung. Einmal eine sozial-vertikale: Die Angehörigen einer Elite der Sprachgemeinschaft geben, wie gesagt, bei der Rezeption von Neuerungen als Sprachbräuchen wie als Normen in aller Regel den Ausschlag, gleichgültig, wo der Ausgangspunkt der Neuerungen ist, ob in einer unteren oder in einer höheren Sprachschicht. Dazu tritt eine geographisch-horizontale Dimension: Seit der frühen Neuzeit haben, veranlaßt durch Luthers Wirken, vor allem durch seine Bibelübersetzung, Eigentümlichkeiten des Ostmitteldeutschen auch in anderen Landschaften immer mehr Brauch- und Normcharakter bekommen, seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in Süddeutschland, das sich vor allem unter Gottscheds Einfluß damals dem Gedanken einer einheitlichen Schriftsprache öffnete (s. u.). Ein voller landschaftlicher Ausgleich der Norm ist freilich bis heute im deutschen Sprachraum in vielen Erscheinungen namentlich lexikologischer Art nicht erfolgt – weniger als im Geltungsbereich anderer Hochsprachen[21]. Sicher hängt das damit zusammen, daß es in Deutschland keine sprachlich führende Zentrallandschaft oder Stadt gab und gibt (Berlin hat diese Rolle nie sehr wirksam gespielt)[22]. Jedoch haben die allermeisten Sprachnormen heute überlandschaftliche Geltung, sind Normen der Gemeinsprache.

Neuerungen wie Normen stellen unbewußt oder teilbewußt Gewordenes aber auch bewußt Geschaffenes dar: die Entscheidung der Elite der Sprachgemeinschaft, ob eine Neuerung zum Sprachbrauch und dieser zur subsistenten Norm und umgekehrt, ob eine statuierte Norm zum Sprachbrauch wird, erfolgt ebenfalls bewußt, unbewußt oder teilbewußt. Von einem gewissen Zeitpunkt ihrer Entwicklung an, zumindest seit der Schaffung einer geschriebenen Sprache, wahrscheinlich aber schon vorher, wächst das sprachliche System keineswegs bloß im Sinne Rousseaus, Herders und vieler Romantiker in einer unbewußt-vegetativen Art, weder was die Neuerungen als solche, noch was deren Ausbreitung und deren Überführung in die Norm anbelangt. Spielte schon im 17. Jahrhundert der Gedanke eines national bestimmten, in der Sprache waltenden Sprachgeistes eine Rolle (besonders bei Schottel), so wird er bei Herder und den Romantikern wie bei Hölderlin voll entfaltet, wobei die nationale Komponente in der jüngeren Romantik besonders betont wird[23]. Wir können Jacob Grimm nicht mehr folgen, wenn

er die Sprachentwicklung in utopischer Weise von dem „unergründlichen", dem „unermüdlich schaffenden" und dem „unbewußt waltenden" Sprachgeist[24] bestimmt sein läßt und daher auch jede bewußte Einwirkung auf die Entwicklung der Sprache ablehnt, sogar die Sprachlehre in der Schule, denn „die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang"[25]. Einen ähnlich teleologischen Wachstumsoptimismus vertrat etwa auch A. W. Schlegel, der über die Sprachentwicklung schrieb: „Es ist nicht zu vermeiden, daß ... nicht zuweilen verkehrte Versuche gemacht werden sollten: die Zeit sichtet dergleichen und wirft das zum Ganzen der Sprache nicht Passende wieder aus, während das ihrem Genius Entsprechende beibehalten wird"[26]. W. von Humboldt fand in der Sprache eine Anlageteleologie. Von ihm stammt ja der Satz: „Das Wirken der Zeit und logisch-absichtliches Ordnen ... bringen überhaupt selten in die Sprache hinein, was nicht schon von selbst in ihr liegt"[27].Wir haben uns nicht nur entfernt von der Vorstellung eines mythischen Volksgeistes, sondern auch von der eines soziologisch verstandenen konstanten, national geprägten Gruppengeistes: wir wissen, daß sich die Gruppeneigenart ständig wandelt, und daß man etwas wirklich Durchgehendes, ein Kontinuum, kaum fassen kann[28].

Sprachnorm und Sprachbereich

Wie verteilen sich nun die beiden, nach Art und Entstehung verschiedenen Grundformen der sprachlichen Norm auf die sprachlichen Bereiche? Im Bereich der Rechtschreibung besteht, wie gesagt, eine im ganzen feste Norm für richtig und falsch, und sie ist im Zeitalter des Buches und der Zeitung auch nötig; sie wird vor allem durch die Schule verbreitet. Hier ist wie auch bei der Hochlautung eine Verbalnorm in bewußter Weise künstlich von außen gesetzt worden, in beiden Fällen auf Grund von Kommissionsvorschlägen, die wesentlich von Sprachwissenschaftlern bestimmt waren; die Rechtschreibnorm trägt sogar hochamtlichen Charakter, da ihr nicht nur die Regierungen der damaligen deutschen Länder, sondern auch die Österreichs und der Schweiz zugestimmt haben. In beiden Bereichen gibt es „proklamierte Verbalnormen", um wieder die Terminologie Th. Geigers zu bemühen. Dabei ist die statuierte Norm für die Schreibweise als Folge des Schulunterrichts ungleich bekannter und weiter verbreitet und das Empfinden dafür feiner, und so steht sie unter viel stärkerer Kontrolle der Sprachteilhaber (man denke an deren Reaktionen auf Reformvorschläge!) und beauftragter Stellen (die Dudenredaktion für die Wahrung der statuierten Norm, die Schule für deren Anwendung) als die Norm der Aussprache, bei der es keine von der Sprachgemeinschaft anerkannten Kontrolleinrichtungen gibt und bei der die Normvorstellung und das Normempfinden der Sprachgemeinschaft weit schwächer entwickelt sind. Während es sich im Bereich der Rechtschreibung um weithin neu geschaffene Normen handelt, lehnte Siebs die „Schaffung neuer Ausspracheregeln" ab und bezeichnete als sein Ziel

die „Feststellung des bestehenden Gebrauchs“[29] – im wesentlichen des norddeutschen –, also eine auf einer subsistenten Norm beruhende Verbalnorm. Da aber die norddeutsche Aussprachenorm von Siebs und seinem Ausschuß in vielem modifiziert wurde, handelt es sich doch zu einem guten Teil um neu gesetzte Normen, welche die lebendige Entwicklung der subsistenten gebietlichen Aussprachenormen ablöst.

Anders ist es wieder im Bezirk des Wortschatzes und des Satzes. Da gelten nicht von außen gesetzte Verbalnormen, sondern in der Regel viel weniger gefestigte, durch stillschweigenden *consensus* entstandene subsistente Normen, die aus einer kollektiven Gewohnheit, einer „habituellen Ordnung“ hervorgehen, und es gibt keinerlei wirksame Kontrolleinrichtungen innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft, die mit einer Exekutivgewalt ausgestattet wären. Hierauf bezieht sich die Äußerung Debrunners: „Das grammatische System beruht auf Gesetzen, die sich die Sprachgemeinschaft [Verf.: i. e. S. deren Elite] gibt, Gesetzen, die teils bewußt, teils unbewußt sind, Gesetzen, die unvollkommen sind in ihrem System und in der Einzeldurchführung und doch die Kraft einer willensmäßigen Norm haben“[30]. Dabei darf wohl noch einmal daran erinnert werden, daß individuelle Neuerungen vor allem dann allgemeine Geltung bekommen, Sprachbrauch werden, wenn sie Neigungen und Bedürfnissen der Mehrheit der Sprachträger entgegenkommen[31]; die Sprachgemeinschaft, näherhin wieder stellvertretend deren Elite, kann Sprachbräuchen Normcharakter geben (wir vermeiden das Wort *Gesetz*) auf Grund einer allgemeinen, nicht ausgesprochenen, jedoch verbindlichen Übereinkunft, durch welche die sprachliche Kommunikation gewährleistet ist. Das bedeutet freilich nicht, daß bei der Entstehung und Ausbreitung von Veränderungen des Wortschatzes nicht bewußtes Eingreifen eine Rolle spielt (s. u.). Statuierte Normen gibt es im Bereich von Wort und Satz nicht mehr; anders war es in der frühen Neuzeit (s. u.).

Welcher Art ist der verpflichtende Charakter der sprachlichen Normen? Er ist rechtlich und weitgehend auch moralisch indifferent. Das gilt nicht bloß für die durch stillschweigende Übereinkunft entstandenen Normen, sondern auch für die statuierten. Niemand kann wie beim juristischen Normenbruch gerichtlich bestraft werden, wenn er die Regeln der Rechtschreibung oder der Hochlautung nicht beachtet; das schließt nicht aus, daß innerhalb bestimmter Einrichtungen und Gruppen die Befolgung dieser Regeln vorgeschrieben wird (Schule, Behörden, Betriebe; Bühne, Rundfunk) und dort die Verletzung in irgendeiner Weise geahndet wird oder zu Nachteilen führt. Es gilt auch nicht als moralische Verfehlung, wenn man die anderen sprachlichen Normen nicht kennt und sich nicht nach ihnen richtet; wohl aber legt der hinsichtlich der Anwendung der Sprache, namentlich der Muttersprache, besonders Feinfühlige nicht selten hier einen moralischen Maßstab an. Entscheidend ist vielmehr, daß die soziale Interpendenz eine „Gebarens-Koordination“ erfordert[32]; wer die sprachlichen Normen

nicht beachtet, hat, wenngleich heute in abnehmendem Grade, mit Sanktionen zu rechnen; er ruft das Befremden, die Indignation, den Tadel oder den Spott anderer Sprachteilhaber hervor, und es gehört seit dem 19. Jahrhundert etwa in besonderem Maße zum Sozialprestige, orthographisch richtig zu schreiben. Die Normenvorstellung und das Normenbewußtsein ist im übrigen bei der geschriebenen Sprache viel stärker ausgeprägt als bei der gesprochenen, bei der „Fehler" oft schwer zu unterscheiden sind.

Terminologisch ist in der Sprachbetrachtung die Unterscheidung zwischen Sprachbrauch und Sprachsitte wie zwischen der statuierten und der subsistenten Norm nicht immer mit genügender Klarheit gekennzeichnet worden.

Unbeabsichtigter und beabsichtigter Sprachwandel

Vor allem ergeben sich jedoch noch terminologische Schwierigkeiten anderer Art. Die zur Verfügung stehenden Bezeichnungen trennen in der Regel nicht oder zu wenig scharf zwischen Entstehung und Ausbreitung von Sprachbräuchen und von Normen, aber auch nicht zwischen unbeabsichtigten, „spontanen"[33], und beabsichtigten, geplanten Veränderungen, für welche nebeneinander die schon benutzten Benennungen *sprachliche Veränderung*, *sprachliche Neuerung*, *Sprachwandel* gebraucht werden.

Noch mißlicher ist, daß die verschiedenen zur Verfügung stehenden Benennungen für bewußte Einwirkung auf die Sprache, bei der wir nach Qualität und Quantität, d. h. nach der spezifischen Art und nach deren Grad von Extensität und Intensität verschiedene Formen zu unterscheiden haben, ebenfalls weithin *promiscue* gebraucht werden: *Sprachbeeinflussung*, *Sprachlenkung*, *Sprachnormung*, *Sprachregelung*, *Sprachplanung*[34]. Es kommt dazu, daß die meisten von ihnen (am wenigsten *Sprachnormung*) auf die Sprache *(langue)* wie auf die Rede *(parole)* angewandt werden: wir lassen die letztere Anwendung im folgenden beiseite.

Zur Terminologie sei festgestellt: Wir scheiden hier zwischen *unbewußtem* und *bewußtem Sprachwandel*. Innerhalb des letzteren fassen wir *Sprachbeeinflussung* als eine Bezeichnung allgemeiner Art für meist unsystematische, beabsichtigte Schaffung von Neuerungen, bei der keine oder doch keine systematische Einwirkung auf deren Geltung als Sprachbräuche oder -normen in einem bestimmten Sprachbezirk erstrebt wird. Neben ihr (und oft nicht scharf von ihr zu scheiden) steht die *Sprachlenkung* als Vorgang systematischen Eingreifens in das sprachliche Geschehen mit der Absicht, in einem bestimmten Teil oder im ganzen Bereich der Geltung einer Sprache, in gestaltlicher oder inhaltlicher Beziehung oder beiderlei Hinsicht, systematisch Veränderungen durchzusetzen und eine neue Norm zu schaffen. Die Sprachlenkung kann dabei von einzelnen ausgehen oder von Gruppen, sie kann individueller, pluralistischer oder kollektiver Art sein.

Als Sonderfälle der Sprachlenkung betrachten wir die *fachsprachliche Normung*, die *autoritäre Sprachregelung*, die beide mit *Sprachplanung* ver-

knüpft sind, sowie die *Sprachpflege*. Andere wollen Einzelvorgängen des Prozesses der Sprachlenkung die Bezeichnung *Sprachregelung* zubilligen[35].

Daneben besteht für sprachliche Veränderungen auch die Form des *unbewußten Sprachwandels*. Dazu gehört z. B. die Entwicklung eines Gebrauchsinhalts von Wörtern (s. o.). Auch viele Analogieprägungen können in unbewußter Weise entstehen (vgl. *vertippen* nach *verschreiben*). Den Sprachwandel unbewußter Art müssen wir immer in Rechnung stellen; er ist oft nicht von Sprachbeeinflussung zu unterscheiden und im einzelnen meist schwer zu analysieren. In unbewußter Weise wirken auf die Sprachentwicklung, vor allem auf den Wortschatz, aber auch außersprachliche Bedingungen politischer, kultureller, religiöser, wirtschaftlicher Art.

Inwieweit und unter welchen Bedingungen sind nun bewußte Eingriffe in die Sprachentwicklung in dem doppelten Sinn der Beeinflussung des Sprachbrauchs und der Sprachnorm, also des Systems, berechtigt? Darüber wird gleich zu sprechen sein. Allgemein muß jedoch schon jetzt gesagt werden, daß grundsätzlich jede Sprachgemeinschaft ein Recht auf ihre Sprache hat, auch im Sinne der Gestaltung und Entfaltung ihrer Sprache durch Zusammenwirken der Sprachträger im freien Spiel der Kräfte. Behaghel spricht geradezu von den „sprachlichen Grundrechten"[36]. Der Idealfall ist, daß, wenn neue Normen ins Spiel kommen, die Sprachgruppe, stellvertretend ihre Elite, sich frei entscheiden kann, ob sie Änderungen ihres Sprachsystems annimmt oder ablehnt, auch was den Zuwachs anlangt, der von außen aus anderen Sprachen kommen will. Sie ist die letzte Instanz, die darüber entscheidet, ob ein Sprachbrauch Normcharakter bekommt. Hat sie sich dafür entschieden, ihm Normcharakter zu geben, dann hat sie freilich zumindest für eine gewisse Zeit ihre Freiheit in diesem Punkt verloren. Sie hat umgekehrt ein Recht, daß ihr neue Sprachnormen nicht aufgezwungen werden; allerdings wurde und wird dieses Recht nicht immer beachtet.

Entsprechend den genetischen und qualitativen Verschiedenheiten der Norm ergeben sich in den einzelnen Sprachbereichen sehr wichtige Abweichungen. Eine Sonderstellung nimmt die Rechtschreibung ein. Sie ist eine vom Menschen erfundene *téchne*, die in einem strengen Sinn gar nicht zur Sprache gehört. Hier ist der Mensch souveräner Herr[37], und bewußte Normveränderungen, die auf diesem Gebiet zur Erleichterung ihres Gebrauchs im Sinne einer Vereinheitlichung, aber auch einer Systematisierung und Vereinfachung vorgenommen werden, sind, vorausgesetzt daß sie die Zustimmung der Sprachgemeinschaft finden, von vornherein legitim. Ähnliches gilt auch für die Aussprache[38], deren Norm, die Hochlautung, aus praktischen Gründen und aus ästhetischen Rücksichten (Wünsche der Bühne) zu Recht in einer künstlich vereinheitlichten, überlandschaftlichen Form von außen gesetzt wurde.

Anders und verwickelter sind auch in diesem Zusammenhang die Verhältnisse im Bezirk des Wortes und namentlich des Satzbaus einschließlich des

Formensystems. Was das Wortsystem angeht, so kann die Sprache die ihr nach Wilhelm von Humboldt aufgegebene Funktion, die Welt in das Eigentum des Geistes zu überführen, nur voll erfüllen, wenn der Wortschatz auch in beabsichtigter Weise erweitert und differenziert wird. Freilich sind beabsichtigte Eingriffe, wie sich zeigen wird, nur unter gewissen Bedingungen legitim. Noch enger begrenzt sind die Voraussetzungen für bewußte Einwirkungen beim Sprachbereich mit der größten Konstanz, beim Satzbau einschließlich des Formensystems. Im übrigen ist immer zwischen Sprachbrauch und Sprachnorm im geschriebenen und gesprochenen Deutsch zu unterscheiden (s. o.).

III. Formen bewußter Einwirkung auf die Sprachnorm

Sprachbeeinflussung

Sprachbeeinflussung in dem oben festgelegten Sinn eines bewußten, aber in der Regel unsystematischen Ausbaus des sprachlichen Systems ohne beabsichtigte Einwirkung auf die Norm ist ein allgemeines Kennzeichen der Entwicklung jeder Kultursprache; keine Schriftsprache entfaltet sich absichtslos[39].

Schon in frühdeutscher Zeit setzen Bemühungen ein, gewisse Schreibregelungen zu schaffen; am deutlichsten treten sie bei Notker in Erscheinung. Solche Regelungen gehen im Mittelalter nur selten über bestimmte Werke oder Schreibstuben hinaus[40]. Das trifft zunächst auch für die Offizinen des Buchdrucks zu. Doch haben die Drucker von einer bestimmten Periode an das Bestreben, eine gewisse Vereinheitlichung der Schreibung wie auch des Wortschatzes und des Formenbaus zu erreichen[41].

Vor allem aber geschieht die Anreicherung des Wortschatzes, zumindest in historischer Zeit, vorwiegend auf beabsichtigte Weise. Ständig sind ja die Sprachträger zu Aktivität aufgerufen, zu sprachlicher Bewältigung neuer Erscheinungen im materiellen Bereich wie differenzierterer und neuer Begriffe und Vorstellungen. Dabei gehen unsystematisches und systematisches Vorgehen oft ineinander über. Das ist schon der Fall bei der Begründung einer deutschen Bildungssprache im frühen Mittelalter, bei der das Latein Pate stand[42]; es erscheint aber richtiger, sie unter dem Abschnitt Sprachlenkung zu würdigen (s. u.). Im Hochmittelalter bereichern im Zuge eines west-östlichen Kulturgefälles Dichter, vorwiegend adelige Laien, den deutschen Wortschatz einschließlich der Wortbildungsmittel (vgl. z. B. die Suffixe *-ieren*, *-ei*) nach provenzalischen und französischen Vorbildern. Von nun an kommt der Entfaltung des Sprachsystems durch die Dichter, namentlich der Ausweitung des Wortschatzes, eine besondere Bedeutung zu: dank dem besonderen Platz, den die Dichtung im sozialen Leben einnimmt, werden viele ihrer Neuerungen zum Sprachbrauch und werden bestimmend für die deutsche Sprachnorm. Diese Bedeutung der Dichtung ist allerdings in unse-

rem Jahrhundert stark zurückgetreten, vor allem weil diese nicht selten bewußt auf eine sondersprachliche Entfaltung verzichtet, sodann aber auch, weil die gesellschaftliche Funktion der Dichtung an Gewicht verloren hat.[42a] Sprachbeeinflussung durch die Dichtung ist das wichtigste Beispiel für eine nicht systematisch gestaltete Einwirkung eigener Art auf die Sprachnorm. Das Wirken anderer Schreibender tritt dazu; an ihrer Spitze sei Luther genannt. Bekanntlich hatte dieser bei seinen bewußten lexikographischen wie bei seinen sonstigen Neuerungen nicht die Absicht, die Sprachnorm seiner Zeit zu verändern und das sprachliche System als solches auszubauen; seine Ziele waren durchaus theologischer Art.

Viel weniger stark ist die beabsichtigte Form der Einwirkung auf die Sprache beim Satzbau einschließlich der Flexion. Im Hochmittelalter geben die Dichter auch dem Einfluß französisch-provenzalischer Syntax Raum. Im früheren Mittelalter und zur Zeit des Humanismus wird dann bewußt lateinischer Satzbau nachgeahmt. Trotz der Stärke der lateinischen Einwirkung handelt es sich in der Regel nicht um eine beabsichtigte Einwirkung auf die sprachliche Norm. Manche späteren Normveränderungen in der neuhochdeutschen Konjugation wird man wieder eher bei den Vorgängen der Sprachlenkung nennen (s. u.).

Beabsichtigter Ausbau des sprachlichen Systems gehört zur „natürlichen" Entfaltung jeder Sprache im Rahmen der Kulturentwicklung. Das hat seine Rechtfertigung in der Tatsache, daß die Sprache ein Wesenskennzeichen des Menschen ist, daß sie ihm als Besitz, als Mittel gegeben ist – primär der Verständigung, jedoch auch als künstlerisches Mittel und in bestimmten Grenzen als ein Ausdruck seiner Eigenart. Darum darf und soll er ihre Entfaltung auch in bewußter Weise fördern, freilich immer in verantwortungsvoller Weise.

Die Übernahme des so entstandenen Neuen durch die Sprachgemeinschaft erfolgt bei dem Vorgang der Sprachbeeinflussung in dem hier gemeinten Sinn durch einen nicht systematisch „geführten", sondern einen freiwilligen *consensus* auf dem Weg einer weithin unbewußten Nachahmung; Sprachbrauch und Norm entwickeln sich hier meist in unbewußter und immer in freier Weise. So ist der hier geschilderte Prozeß, als dessen wichtigstes Kennzeichen das freie Spiel der Entscheidung unterstrichen sei, vom Standpunkt des Rechtes der Sprachgemeinschaft aus völlig legitim. Freilich haftet ihm viel Zufälliges an[43], und er bleibt weithin im Bereich der Anonymität; häufig lassen sich diejenigen, die auf dem Weg der allgemeinen Sprachbeeinflussung die Sprache entfalten, nicht namhaft machen, die sprachlichen Neuerer und oft noch weniger diejenigen, die den Neuerungen Normcharakter geben.

Sprachlenkung

Neben der Sprachbeeinflussung steht die Sprachlenkung. Als ihr Kennzeichen fassen wir, wie gesagt, die Absicht, Veränderungen, die bewußt und im allgemeinen systematisch geschaffen werden, ebenso bewußt und systematisch normative Geltung zu verschaffen. Als Sonderformen der Sprachlenkung betrachten wir die fachsprachliche Normung, die autoritäre Sprachregelung und die Sprachpflege.

Sprachlenkung ging zunächst vorzugsweise von Gelehrten aus, im Frühmittelalter von Benediktinermönchen, seit den Tagen des Humanismus von Grammatikern wie Schottel und Gottsched (für ihn war der „rechte Kern" des Hochdeutschen „die Mundart der Gelehrten, oder wohl auch der Höfe" [44]), von einem Dichter wie Opitz, aber auch von Kanzlisten und Verwaltungsbeamten. Vom 17. bis ins 19. Jahrhundert war dabei der Weg der von der Académie Française vorgezeichnete: die logische Systematisierung des Wortschatzes wie der Grammatik, die einen normativen Charakter hatte, Regeln darbot[45]. Als einer der letzten Vertreter normativer Grammatik, der mit der Gebärde des Sprachlenkers auftrat, darf der späte Epigone Gustav Wustmann gelten, dessen früher hoffnungslos rückwärtsgewandte „Sprachdummheiten" in einer konservativ und puristisch eingestellten Zeit seit 1891 Auflage über Auflage erlebten, ohne jedoch größeren Einfluß zu bekommen.

Die Bemühungen der Sprachlenkung richten sich nachhaltig auf die Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache. Sie gelten seit dem Wirken der barocken Sprachgesellschaften der Schreibung wie der Aussprache, dem Wortsystem wie dem Satzbau. In diesen Impulsen glüht vor allem ein nationales Feuer, hinter ihnen steht der Gedanke einer deutschen Kulturnation; besonders hier hat auch der sich entfaltende Purismus seinen Ausgangspunkt, doch erhielt er auch vom Vorbild Frankreichs wichtige Anstöße.

Das Hauptgebiet der Sprachlenkung, in das diese mit voller Legitimität eingreifen kann, ist, wie schon klar geworden ist, die Schreibung. Ihre Regelung ist seit dem Frühmittelalter eine Angelegenheit der Gelehrten. Im 17./18. Jahrhundert entwickelte sich langsam die Idee einer orthographischen Norm, der Rechtschreibung; so wurden Unterscheidungen im Sinne semantischer Differenzierung festgelegt (vgl. *mahlen – malen, sein – seyn, Mohr – Moor* usw.). In dem Streit um die Großschreibung der sog. Hauptwörter setzt Gottsched das heute geltende Prinzip durch, und zwar wendet er sich mit bezeichnendem Gelehrtenstolz gegen die, welche durch die Abschaffung der Großschreibung „uns, oder vielmehr nur dem Pöbel, das Schreiben ... zu erleichtern gesucht[46]". Erst nach 1870 wird orthographisch im deutschen Sprachraum auch die Autorität des Staates wirksam[47]. Ein einheitliches Rechtschreibsystem gibt es erst seit 1901; die proklamierte Verbalnorm wird allgemein angenommen, und zwar, wie wir sahen, durch staatliche Lenkung auf Grund von sprachwissenschaftlichen Gutachten;

Konrad Dudens Stellungnahme wurde dabei von besonderer Wichtigkeit[48]. Es gibt allerdings auch heute noch gewisse regionale Besonderheiten, so etwa in Österreich, und es begegnen noch immer bestimmte Doppelformen (z. B. *Rote Be(e)te, Frisör – Friseur*). Es besteht auch ein gewisser Normspielraum bei der Getrennt- und der Zusammenschreibung. Neuerdings zeigen sich sogar Aufweichungstendenzen im Bereich der Groß- und Kleinschreibung, wo ernsthaft über die Schaffung einer – wie mir scheint, sehr problematischen – Freizone diskutiert wird. Sie stehen im Zusammenhang mit den bekannten Reformbestrebungen, die sich von gewissen unsystematischen oder mit der Sprachstruktur nicht übereinstimmenden Rechtschreibregeln lösen wollen[49].

Eine Einheitslautung der deutschen Hochsprache wurde ebenfalls erst um die Jahrhundertwende (1898) durch einen Ausschuß unter der Leitung des Germanisten Theodor Siebs zunächst für die Bühne geschaffen. Sie hat inzwischen aber auch für die Rezitation und die öffentliche Rede Normwert bekommen. Man wird, wie schon dargetan wurde, der Sprachlenkung auch im Feld der Hochlautung eine Berechtigung zugestehen. Voraussetzung ist bei der Rechtlautung wie bei der Rechtschreibung, daß die Sprachgemeinschaft die statuierte Norm annimmt. Auch hier begegnet heute allerdings die geltende Norm mancher Kritik (s. o.)[50].

Sprachlenkung wirkt sich auch beim Wortschatz aus. Mönche und Kleriker betätigen sich im frühen Mittelalter als Wortschöpfer; sie legen vor allem durch bewußte Entlehnungen aus dem Lateinischen, d. h. durch die Übernahme von Wörtern, durch die Schaffung von Lehnübersetzungen und Bedeutungslehnwörtern den Grund zu einer deutschen Bildungssprache. Die Wandlungen beziehen sich auf die Gestalt wie auf den Inhalt der Wörter. Frühdeutsche Bedeutungslehnwörter, bei denen heimisches Wortgut nach lateinischem Muster semantisch gewandelt wurde, sind etwa *Reue*, das ursprünglich *Schmerz* bedeutete, *Himmel*, das vorher nur eine geographische Bedeutung hatte. Viele Neuerungen wurden, zunächst für eine Schreibstube und einen kleineren geographischen Bezirk, systematisch als Sprachbrauch durchgesetzt; manche bekamen dann auf dem Weg zum Teil unbewußter, vor allem aber bewußter Ausbreitung durch die Kirche Normcharakter für das Wortsystem der ganzen Sprachgemeinschaft[51].

Die Erweiterer des Wortsystems sind Kinder ihrer Zeit, und deren überindividuelle Eigenart, der „Zeitgeist", äußert sich in den Ergebnissen ihres Wirkens. Die Humanisten bauen den deutschen Wortschatz in höherem Maße als die spätmittelalterlichen Theologen durch lateinische Entlehnungen aus. Die Wortschöpfungen des 17./18. Jahrhunderts sind vorwiegend rationaler, die des 18. (Pietismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang)[52] wie die der Romantik jedoch auch irrationaler Art, und die des 19./20. Jahrhunderts zeigen einen stark praktischen, auf die Bewältigung des Neuen im materiellen Bereich gerichteten Einschlag. Im 17./18. Jahr-

hundert, entsprechend der sozialen Distanzierung der damaligen Sprachlenkung (*le peuple n'est le maître que du mauvais usage*, diese Meinung von Vaugelas[53] galt auch in Deutschland) wird die Entwicklung des deutschen Wortschatzes nach dem Vorbild der französischen Akademie[54] durch eine aristokratische Grundhaltung der Grammatiker beeinflußt, die der einfachen Sprache des „Pöbels" abhold waren und preziöse oder euphemistische Wörter z. T. französischer Herkunft bevorzugten (vgl. *Beinkleid* statt *Hosen*, *Appetit* statt *Hunger*[55] usw.). Herder und die Romantiker wenden sich dagegen umgekehrt dem Volkstümlich-Provinziellen wie dem Archaischen zu – eine Einstellung, die heute durch eine Neigung zu Eigenheiten der Alltagssprache und zur Erweiterung des Wortsystems durch fachsprachliche Elemente und durch gelegentliche historische Rückgriffe ersetzt ist (s. u.).

Seit dem Humanismus bildet sich aber auch eine ausgeprägte und wachsende Sprachbewußtheit aus; war die Haltung zur Sprache vorher im allgemeinen unproblematisch oder durch eine von der lateinischen Grammatik geprägte Suche nach grammatischen Regeln bestimmt gewesen, so wird die Sprache nun zum Problem. Die Einstellung einer Elite zur sprachlichen Norm wird kritisch: es entsteht die Sprachkritik, die sich nicht mehr wie früher allein als Stilkritik auf individuelle Spracheigenheiten richtet (vgl. schon Gottfrieds Kritik an Wolframs Stil), sondern auf den Sprachgebrauch und das sprachliche System als solches. Das zeigt sich besonders klar im Bereich des Fremdworts. Während die Sprachgemeinschaft die Bemühungen, den Wortschatz nach fremdem Vorbild zu entfalten, vom frühen bis späten Mittelalter ohne sichtbare Kritik hinnahm, wird dies jetzt anders. Bewußte Bemühungen puristischer Art, die sich auf die Beseitigung und Eindeutschung fremder Wörter richten, erwachsen in der Barockzeit und werden im 18., 19. und 20. Jahrhundert systematisch ausgebaut. Sie werden von einzelnen und seit 1870 vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein intensiv – nicht selten sehr engstirnig – und nicht ohne Erfolg betrieben. (In der Schweiz sind vielfach die fremden Wörter in Gebrauch geblieben, so etwa *Coupé* für Abteil, *Annonce* für Anzeige.) Heute, im Zeitalter einer Internationalisierung des Wortschatzes der Kultursprachen, gehören viele Fremdwörter in den Bereich des Sprachbrauchs, ohne daß schon entschieden wäre, ob sie in den der Norm überführt werden, in das System eingehen (vgl. *Gag* witziger Einfall, *Fan* Liebhaber einer Sache, *Story);* andere sind wieder zurückgetreten, ohne den Bereich der Norm erreicht zu haben *(Petticoat, Trip)*. Auch die Überführung eines entfalteten heimischen Wortguts aus dem Bereich des Sprachbrauchs in eine allgemeine Norm oder seine Bewahrung im System begegnet in einer sprachbewußten Zeit zum Teil Widerständen: Wortschöpfungen des Barocks behalten wie viele Eindeutschungen des 18. und 19. Jahrhunderts auf die Dauer nicht den Normcharakter und treten in den Bezirk des Sprachbrauchs zurück oder verschwinden.

Bei allen drei Methoden, den Wortschatz auszuweiten, ist weitgehend Bewußtheit, Absicht im Spiel: bei der Wortkomposition und der Konversion ebenso wie bei der Entlehnung aus anderen heimischen Sprachstufen, Sprachschichten und aus Fremdsprachen. An der Entfaltung des Wortsystems sind heute sehr stark Vertreter gesetzgebender Gremien und der Verwaltung sowie der geschäftlichen Werbung beteiligt, in noch größerem Maße aber die Schöpfer von fachsprachlichen Wörtern, namentlich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Technik. Vor allem auch als Folge systematischer Ausbreitung (durch gedruckte Formblätter und sonstige Vervielfältigungen im Bezirk der Verwaltungssprache wie auch durch die Texte der Werbesprache) wird die Verwendung nicht weniger neuer Fachwörter zum Sprachbrauch, und sie werden von der Sprachgemeinschaft in die Norm der allgemeinen Hochsprache überführt. Dabei gibt es vor allem im Bereich der Sprache der Verwaltung unvermeidbare Übernahmen *(Bundestag, Bildungsrat, Lastenausgleich)*.

Der Sinn für die Geschichtlichkeit auch der Sprache, wie er im 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Schärfung des historischen Sinnes überhaupt entstand, förderte die Wiederbelebung von Wörtern; das Verfahren ist auch heute fruchtbar. Es gibt Wörter, die fast ganz literarisch geworden waren und die in neuerer Zeit vor allem über die Sprache der Werbung wieder in das lebendige Wortsystem eingeführt wurden, so z. B. *Imbiß*, *Truhe*. Heute begegnet man in den Städten häufig einer *Imbißhalle* oder einer *Imbißstube*, und *Truhe* hat in *Musiktruhe* und *Tiefkühltruhe* eine Auferstehung gefeiert.

Bewußte Veränderungen und deren systematische Ausbreitung sind weniger häufig im Bereich der Wortformen und namentlich des Satzbaus einschließlich der Flexion. Hier vollziehen sich die Veränderungen viel mehr in der Form nur schwer kontrollierbaren, unbewußten oder teilbewußten Sprachwandels und, wenn die Absicht der Veränderung im Spiel ist, in der Form der Sprachbeeinflussung (s. o.). Anders ist es in der Zeit des hohen Ansehens und des unbestrittenen Einflusses normativer Grammatik. Ihr Wirken wird dadurch erleichtert, daß der Sprachstand im Deutschen bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts schon deshalb unsicher ist, weil verschiedene Formen der Hochsprache bestehen (nach dem Zurücktreten der niederdeutschen Schriftsprache zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine ostmitteldeutsche, eine oberdeutsche und bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch eine schweizerdeutsche), und daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nur eine soziale Elite aktiven Anteil an der deutschen Hochsprache hatte, eine Schicht, deren bevorzugte Hochsprache jedoch das Französische oder das Lateinische war.

Im 17. und 18. Jahrhundert konnten die Grammatiker, aber auch andere Schriftsteller, Normen im Bezirk des Satzes einschließlich des Formenbaus statuieren. Das Hauptbeispiel für solche autoritative Sprachlenkung ist das

Wirken von Opitz. Dieser konnte eine das heutige Deutsch besonders auch in den Flexionsformen stark bestimmende Regelung als Norm durchsetzen, wonach das unbetonte Endungs-*e* (wie auch das *e* der Vorsilben *ge-* und *be-*) im Deutschen gegen den gewichtigen süddeutschen Gebrauch erhalten blieb. Auch sonst erfolgten Eingriffe im Bereich der Flexion (vgl. die Ausdehnung des Umlauts als Bildungsmittel des Plurals, Abbau des Singular und Plural unterscheidenden Ablauts beim Präteritum der starken Verben, die Analogiebildung in der 2. P. Sg. des Präteritums, vgl. *du rittest* statt *du reit*). Maßgebend waren dabei schon vorhandene Systemansätze teilweise regionaler Art, für die Stellung des Verbums im Satz aber auch das Vorbild des Lateins (s. u.)[56]. Ebenso entwickeln die Grammatiker nach lateinischem Muster im deutschen Tempussystem das sog. Perfekt und Plusquamperfekt.

Namentlich aber gelingt es Gottsched – und hier, viel mehr als auf literarischem Gebiet, liegt seine bleibende Bedeutung –, indem er dank seiner Autorität den Wiener Hof wie die Jesuitenfakultät in Innsbruck zu gewinnen vermochte, die ostmitteldeutsche Form als einheitliche deutsche Schriftsprache durchzusetzen. Sie trug allerdings schon lange keinen rein ostmitteldeutschen Charakter mehr, sondern hatte vor allem auch westmitteldeutsche Elemente aufgenommen.

Auch wenn mit der Sprachlenkung eine beabsichtigte, mehr oder weniger systematische Ausbreitung von Neuerungen im Sinne der Schaffung eines neuen Sprachbrauchs und einer neuen Norm verbunden ist, ist doch auch bei ihr grundsätzlich das Kennzeichen der Freiheit bewahrt. Die Sprachgemeinschaft übernimmt unter der Anführung ihrer Elite das Neue in freier Entscheidung, und ihre Rechte auf ihre Sprache sind gewahrt.

Es schließen sich zwei Sonderfälle der Sprachlenkung an, die fachsprachliche Normung und die autoritäre Sprachregelung. Beiden ist gemeinsam, daß mit ihnen eine ausgesprochene *Sprachplanung* verbunden ist.

Fachsprachliche Normung

Die heute geübte Sprachnormung betrifft vor allem die Fachsprachen der Technik sowie der Naturwissenschaften, z. B. Chemie, Physik (in Frankreich auch eine Plansprache der Wirtschaft[57]), also zunächst nicht die allgemeine Hochsprache. Die hier statuierten Normen dienen primär rein praktischen Kommunikationsbedürfnissen der Vertreter der betreffenden Fachgebiete, also eines begrenzten Kreises und nicht der ganzen Sprachgemeinschaft. Die fachsprachliche Normung steckt sich das Ziel, durch Neuprägungen und begriffliche Vereinheitlichung von Wörtern der allgemeinen Hochsprache, also durch gestaltliche und inhaltliche Normung, eine Einnamigkeit und Eindeutigkeit der Bezeichnungen zu erreichen, zunächst auf nationaler, möglichst aber auch auf internationaler Basis. Die völlige Vereinheitlichung des fachsprachlichen Wortgebrauchs will der Rationalisierung, der Wirtschaftlichkeit, dienen. Die Wertungsmaßstäbe für solche

reine Zwecksprachen sind Genauigkeit und Bequemlichkeit. Die Wege gehen über Neuprägung von Wörtern, Auslese zwischen Synonymen und Homonymen, aber auch Registrierung und Verbindlichmachung bestehender Sprachbräuche[58] gemein- oder fachsprachlicher Art.

In Deutschland besteht seit 1917 der Deutsche Normenausschuß, der sich auch mit sprachlicher Normung im Bereich der Technik beschäftigt. Beispiele für sein Wirken sind etwa Ausdrücke wie *Dreikantschraube*, *Kegelschraube*, *Flügelschraube*. Was sich ergibt, sind Termini und klare Begriffe, nicht, was wir Sprachinhalte nennen, wie sie der „natürlichen" Sprache eigen sind[59]. Diese sind ja nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß sie „gewachsen" sind, sondern auch dadurch, daß sie neben einem inhaltlichen „Kern" mehrere Bedeutungen oder zumindest Bedeutungsschattierungen in sich vereinigen können und meist von Gefühlstönen begleitet sind. Eben diese arbiträren Züge jeder „natürlichen" Sprache werden bei einer solchen definierenden Eindeutigmachung aufgehoben. Im geisteswissenschaftlichen Bereich, z. B. auch in der Sprachwissenschaft, gibt es ebenfalls Bestrebungen, die Eindeutigkeit bestimmter Termini zu erreichen (z. B. *Hochsprache*, *Umgangssprache*, *Volkssprache*). Hier sind aber die Aussichten auf eine Verwirklichung wesentlich geringer, bekommen doch die gleichen Bezeichnungen von den Grundauffassungen her, aber auch hinsichtlich der Relation zu anderen Termini, im Gesamt der Systeme oft eine verschiedene Bedeutung. Die Art geisteswissenschaftlicher Forschung macht es unwahrscheinlich, daß umfangreichere Festlegungen terminologischer Art vereinbart werden, und der Versuch einer Sprachlenkung mit diesem Ziel erscheint wenig aussichtsvoll. Am ehesten findet man begriffliche Eindeutigkeit in der Terminologie bestimmter philosophischer Schulen und theologischer Richtungen, so etwa in der Sprache gewisser Formen des Existentialismus oder der Theologie Bultmannscher Prägung.

Der fachsprachlichen Normung kommt aber auch eine große Bedeutung für die allgemeine Hochsprache zu. Es ist klar, daß auf Grund der in unserem Zeitalter so stark vermehrten Kommunikationsmittel begrifflich genormte Wörter der Fachsprachen in großem Umfang den Weg in die allgemeine Hochsprache nehmen. Dies ist besonders im Bereich der technischen Fachsprachen der Fall, deren Benennungen über die Werkstatt, über die populärwissenschaftliche Literatur und über die Werbung aller Art in weite Kreise dringen. Wörter wie *Flügelschraube*, *Hubschrauber*, *Schukostecker*, *Vergaser* (bald auch *Computer*) gehören heute schon zum allgemeinen Sprachschatz, zum sprachlichen System. Auch Einflüsse auf die Wortbildung und auf Flexionsformen ergeben sich, vgl. *ganzwollen*, *Drücke* und *Schlämme* (mit Umlaut im Plural)[60]. Mit der zunehmenden Bedeutung der Fachsprachen für die Entwicklung der allgemeinen Hochsprache entsteht die Gefahr, daß auf indirektem Wege die Hochsprache zum Teil genormten Charakter bekommt. Allerdings erhalten die begrifflich genormten Wörter oft dann, wenn

sie in die allgemeine Hochsprache eingehen, wieder Nebenbedeutungen oder Gefühlstöne, d. h. die Begriffe werden dann zu Sprachinhalten; so wird etwa die Bezeichnung *Neonröhre* von den Nichtfachleuten auch für die Leuchtstofflampe gebraucht[61].

Auch dieser Form der Sprachlenkung ist das Moment der Freiheit eigen. Der Kreis der Benutzer verzichtet bewußt auf die individuelle Art der Bezeichnung bestimmter Dinge und Vorgänge und unterwirft sich in freiwilliger Vereinbarung einer Normierung.

Systematische Sprachnormung hat aber noch eine andere Seite, die ständig an Bedeutung gewinnt. Im Zusammenhang mit den Bemühungen um mechanische Übersetzungen richtet sich die Normung auch auf die Syntax. Die Wahrscheinlichkeit, daß von da aus Einflüsse auf die allgemeine Hochsprache ausgehen, ist wesentlich geringer als bei der lexikographischen Normung.

In der fachsprachlichen Normung als solcher liegt aber eine andere Gefahr. Leicht erwächst bei denen, welche die Sprachnormung durchführen, wie auch bei denen, die sie annehmen und eine genormte Fachsprache benutzen, ein Bewußtsein der Lenkbarkeit, der Manipulierbarkeit der Sprache überhaupt. Von hier aus kann die Neigung entstehen oder verstärkt werden, auch in die allgemeine Hochsprache im Sinne der Sprachnormung einzugreifen. Dies könnte letzten Endes auf die Schaffung einer künstlichen Sprache hinauslaufen, wie sie die Welthilfssprachen (Esperanto usw.) darstellen; bei ihr würde wie bei den Fachsprachen der Bereich des Wortes und darüber hinaus der des Satzes genormt. Das aber widerspricht dem Wesen der „natürlichen" menschlichen Sprache: sie ist ein historisches, d. h. sich entwickelndes Gebilde, und sie ist ein Kollektivgebilde, an dessen Entfaltung viele mitwirken.

Autoritäre Sprachregelung

Es gibt aber den Versuch einer teilweisen Normung der allgemeinen Hochsprache, wie sie eben geschildert wurde: die Sprachlenkung totalitärer Staaten. Sie bedeutet Setzung sprachlicher Normen von außen, wie dies den Bereichen der Rechtschreibung und der Hochlautung und der fachsprachlichen Normung des Wortschatzes gemäß ist, aber nun auch in Bezirken des Wortschatzes der Hochsprache, hinsichtlich dessen äußerer wie innerer Struktur (im Extremfall, der bis jetzt allerdings kaum aufgetreten ist, auch im Bereich des Satzes). Solche Sprachregelung ist, wie G. Korlén es ausgedrückt hat, „der Versuch, die Macht der Sprache über das Denken bewußt auszunützen"[62] – man könnte präzisierend hinzufügen, im Sinne einer politischen Ideologie, denn in ihrer Weise bedienen sich ja der der Sprache innewohnenden Energetik auch die lehrende und vor allem die werbende Anwendung der Sprache. Der eine wie der andere Gebrauch der Sprache will Wirkungen auf das Denken und das Fühlen der Menschen ausüben, und zwar – wie in ihrer Art auch die dichterische Sprache – mit Hilfe von über-

kommenen Wörtern wie von Neuprägungen und inhaltlichen Umprägungen. Diesem Verfahren liegt die Einsicht zugrunde, daß der Sprache eine Energetik innewohnt, daß sie nicht bloß in einem sehr weiten Sinn Ausdruck, sondern auf Grund der engen Wechselwirkung zwischen Sprache und Denken auch Bewegerin, Motor der Zeit ist. Während aber Neuerungen in der Sprache der Lehre und der Werbung der *parole* angehören und nur teilweise auf den beschriebenen Wegen in die *langue* eingehen, kommt bei der autoritären Sprachregelung zu bewußt geplanten Veränderungen der Wille zu deren Überführung in den Bereich der allgemeinen sprachlichen Norm, und den Angehörigen der Sprachgemeinschaft ist die Freiheit der Entscheidung über Annahme und Ablehnung dieser Norm weitgehend entzogen. Solche Sprachregelung, die politisch in einem weiteren Sinne ist, begegnet in totalitären Staaten vor allem, wenn sie ausgesprochen ideologisch ausgerichtet sind. Bei ihr wird die Norm in gestaltlicher wie inhaltlicher Hinsicht namentlich für bestimmte Wortbereiche politischen Charakters, für Bezeichnungen ideologischer Art und für Benennungen von Institutionen, die aus einer politischen Ideologie hervorgehen, statuiert (wenngleich in den meisten Fällen nicht proklamiert), und die Einhaltung der Norm wird genau kontrolliert (Zensur, Drucklizenz). Die Normgebung hat hier nicht nur einen autoritativen, sondern einen autoritären Charakter.

Es handelt sich in der Regel um mehrere Vorgänge, die sich in Deutschland schon zweimal, bei ganz verschiedenen politischen Ideologien und in verschiedener Weise, abgespielt haben: 1933 und im Osten Deutschlands erneut 1945. Es werden zunächst für eine politische Ideologie sondersprachliche Termini geschaffen, die von einem bestimmten Kreis von Menschen, von den Anhängern dieser Ideologie, angenommen werden. Dabei handelt es sich um Neuprägungen (vor allem durch Wortkomposition) und Neuwörter (aus Fremdsprachen), außerdem aber um die Beseitigung von Wörtern und nicht zuletzt auch um begriffliche Definitionen und Umwertungen von Wörtern.

Erhebt nun eine politische Ideologie den Anspruch auf totale Herrschaft und gelingt es den Anhängern, diese in einem Staat zu erringen, dann wird ihre politische Sondersprache planmäßig erweitert (vor allem auch durch Bezeichnungen für politische, wirtschaftliche und kulturelle Einrichtungen, die im Zusammenhang mit der Ideologie entstehen) und, was das Wichtigste ist, zielbewußt mit allen Mitteln, die einem totalitären Regime zur Verfügung stehen, in die allgemeine Hochsprache überführt. Es wird alles getan, ihr vor allem in den von der Ideologie berührten Bereichen einen Normcharakter für alle Angehörigen der Sprachgemeinschaft zu geben, und es wird dafür gesorgt, daß im gedruckten wie im öffentlich, etwa auch im Rundfunk, gesprochenen Wort die getroffene Sprachregelung eingehalten wird.

Man hat nun darauf hingewiesen, daß auch in Demokratien westlicher Prägung vom Staat wie auch von Parteien im Zusammenhang mit einer

politischen Konzeption sprachliche Neuprägungen und begriffliche Definitionen von Wörtern vorgenommen werden können. Bestimmte Parteien können etwa im Rahmen ihres politischen Programms Wörter wie *Sozialismus, Liberalismus, (soziale) Marktwirtschaft* begrifflich festlegen oder Neuprägungen schaffen. Ein oft zitiertes westdeutsches Beispiel staatlicher Normung aus der Zeit nach 1945 ist neben Neuprägungen wie *Lastenausgleich, Wissenschaftsrat* usw. die Bezeichnung *Mitteldeutschland*. Neben dem älteren Inhalt, der sich auf eine sich von Westen nach Osten erstreckende Zone bezieht, ist dem Wort ein anderer, mit der Teilung Deutschlands zusammenhängender Begriff zugelegt worden, der einen sich von Norden nach Süden ausdehnenden geographischen Bereich meint und zu den Begriffen *West-* und *Ostdeutschland* in Relation steht. Es besteht aber ein wesenhafter Unterschied. Im Westen ist bei den vom Staat wie von Parteien angestrebten Fällen von Sprachregelung das Element der Freiheit gewahrt; auch bei den letzteren ist, – abgesehen vom amtlichen und behördlichen Gebrauch –, niemand verpflichtet, die Neuprägungen oder die eindeutig gemachten Begriffe anzunehmen oder zu gebrauchen. Vielfach bekommen darum solche Neuerungen eher den Charakter des Sprachbrauchs als der Sprachnorm.

Bei der autoritären Sprachregelung ist dagegen das Element der Freiheit und damit das Recht der Sprachgemeinschaft auf Entfaltung ihrer Sprache in höherem oder geringerem Maße beeinträchtigt. Die Schaffung von Neuprägungen und von Neuwörtern wie die begriffliche Festlegung von Wörtern im Sinne der herrschenden Ideologie führt ja nicht zu sprachlichen Erscheinungen, deren Überführung in die allgemeine Norm freigestellt ist. In der öffentlich gebrauchten Sprache fehlt die Freiheit des Wortgebrauchs in den von der Ideologie berührten Bereichen ganz; nur in der privaten Sphäre des Gesprächs oder des Briefes kann sich der Sprachbenützer der Sprachnormung bis zu einem gewissen Grad entziehen. Daß er neu geschaffene Ausdrücke für Institutionen, besonders für Verwaltungseinrichtungen, die hier aus der herrschenden Ideologie erwachsen, weithin gebrauchen muß, gilt hier ebenso wie im Westen. Es gibt unvermeidbare Neuprägungen, die auch im privaten sprachlichen Austausch nicht umgangen werden können. Das galt 1933–1945 in bestimmten Zusammenhängen für Wörter wie *Reichsnährstand, Reichsarbeitsdienst, Jungvolk;* heute muß man im Osten Deutschlands im *HO-Geschäft* (*HO* = Handelsorganisation) einkaufen, der Nachbar muß den *Zirkelabend* besuchen, zur *Brigade* gehen, gehört vielleicht der von der *Partei* (= *SED)* gelenkten *Aktivistenbewegung* an usw.

Total ist freilich die totalitäre Sprachregelung bei weitem nicht: sie umfaßt weder alle semantischen Bereiche noch alle Sprachsituationen. Ihre Eingriffe sind dreifacher Art[63]. Einmal handelt es sich um die Beseitigung von Wörtern. Im Osten unseres Vaterlandes gibt es im offiziellen Sprachgebrauch etwa die Wörter *Berufsbeamter, Amtsrichter, Volksschüler* nicht mehr, und es erscheinen keine Wortverbände wie *abendländisches Erbe, christliches Abend-*

land. Auch die anderen Wege sind schon genannt worden. Der zweite ist die Bildung von Neuprägungen und von Neuwörtern aus Fremdsprachen. Im Dritten Reich wurden Wörter geprägt wie *artecht, artverbunden, Artwille, Rassenseele* usw. Im Osten Deutschlands wurden nach 1945 Wörter gebildet wie *Volkskammer, Volkspolizei, Volksarmee, Lernsoll, Patientensoll, Sollschwein;* aus der russischen Parteisprache wurden Wörter wie *Kolchose, Festival* für eine große Parteiveranstaltung, übernommen. Im Osten Deutschlands ist seit 1945 ein Mehrfaches an Neuprägungen entstanden im Vergleich zu Westdeutschland.

Schließlich werden die Sprachinhalte verändert, teils in aufwertender, teils in abwertender, teils in erweiternder, vor allem aber, wie schon gesagt wurde, in verengender Weise im Sinne einer begrifflichen Eindeutigmachung, zum Teil auch einer begrifflichen Umkehrung. Solche ideologisch definierte Wörter des Dritten Reichs waren etwa *Führer, Rasse;* wir können es heute kaum mehr wagen, solche Wörter ohne einen erklärenden Zusatz oder ohne Anführungszeichen zu gebrauchen, weil der Begriff, mit dem sie durch die nationalsozialistische Sprachregelung verbunden worden sind, uns oder unseren Gesprächspartnern noch irgendwie gegenwärtig ist.

Im Osten Deutschlands wären als Beispiele für solche Sprachregelung etwa *Freiheit* zu nennen als Einsicht in die Notwendigkeit im Sinne von Marx-Engels, *Wissenschaft*, begriffen im Sinne des historischen oder dialektischen Materialismus, *Imperialismus*, gefaßt als letzte und höchste Stufe des Kapitalismus.

Wir haben hier diese Erscheinungen nicht unter politischen, sondern unter sprachlichen Gesichtspunkten zu beurteilen. Nur dies sei gesagt: Eine sprachliche Normierung könnte der leninistisch-marxistischen Grundauffassung von der Sprache als einer gesellschaftlichen Erscheinung – des Unterbaus oder des Überbaus – widersprechen; aber man geht davon aus, daß die Gesellschaft, deren Sprache einer Normung nicht mehr bedarf, erst geschaffen werden muß – auch mit Hilfe der Sprachregelung. Vom Standpunkt der Sprachstruktur erscheint es bedenklich, daß in erheblicher Zahl auf diese Weise eindeutig gemachte Wörter in die allgemeine Hochsprache überführt werden, d. h., daß wie bei der fachsprachlichen Normung an die Stelle von Wortinhalten künstliche Begriffe ohne Nebenbedeutungen und ohne Gefühlselemente treten, an die Stelle von Wörtern Termini. Freilich fragt es sich auch hier, ähnlich wie bei der fachsprachlichen Normung, ob die inhaltlichen Veränderungen dauernder Art sind und ob nicht schon durch die Interdependenz mit anderen, inhaltlich verwandten Wörtern Wandlungen hervorgerufen werden; dies ist vielleicht am wenigsten bei isolierter stehenden Fremdwörtern der Fall[64]. Und eine weitere Frage ist, inwieweit die auf solche Weise begrifflich normierten Wörter nicht von den Sprachteilhabern nun in verhüllender Weise zur Bezeichnung anderer Bedeutungen benutzt werden.

Bedenklich ist auch, daß durch die semantischen Veränderungen die Verständigung zwischen den Sprachgenossen in den Teilgebieten des Sprachraums wie auch im internationalen Verkehr erschwert wird; vielfach versteht man sich ohne Kommentar schon nicht mehr. Bedenklich erscheint darüber hinaus, daß diese Art von Sprachlenkung wie die Sprache der Werbung primär außersprachliche Ziele hat[65]: die Sprache wird zu einem Werkzeug der Menschenlenkung. Sowohl von den Nationalsozialisten (Hitler) wie von den Kommunisten (Stalin) wurde die Sprache als Mittel des politischen Kampfes bezeichnet. Im übrigen zeigt es sich, daß es Gemeinsamkeiten des Sprachstils in totalitären Staaten gibt, so eine Vorliebe für Metaphern aus dem militärischen Bereich und für superlativische Ausdrucksweise, Formelhaftigkeit und Wir-Fügungen.

Das Problem ist, wieweit im Osten Deutschlands die genormte Sondersprache außerhalb des öffentlichen und darum zu überschauenden Gebrauchs schon in die allgemeine Sprache, in die allgemeine Hochsprache und in die Alltagsrede, eingegangen, inwieweit die statuierte Norm zur lebendigen Sprachsitte geworden ist. Hier sind vor allem die Bedürfnisse der einzelnen Sprachträger entscheidend. Auf jeden Fall sollte das unselige und unbegründete Wort von der sprachlichen Trennung, von der Sprachspaltung, das im Osten wie im Westen Deutschlands gefallen ist, nicht wiederholt werden. Die Gefahr, daß eine sprachliche Sonderung entsteht, ist jedoch nicht zu leugnen. Es wäre eine Sonderung anderer Art als die österreichische oder schweizerische Form der deutschen Hochsprache, da sie ausgesprochen politisch-ideologischer Natur wäre und nicht wie diese Ausprägungen der deutschen Sprache außer durch gewisse Besonderheiten der Flexionsformen vorwiegend durch Bezeichnungsunterschiede charakterisiert wäre. Ob es zu einer solchen neuen Sonderung kommt? Die Entscheidung fällt durch den Faktor Zeit.

Die Sprachregelungen des Dritten Reichs sind bis auf einige Reste mit diesem selbst verschwunden.

Sprachpflege

Ein Sonderfall der Sprachlenkung ganz anderer Art ist die oft mit puristischer Engstirnigkeit gleichgesetzte Sprachpflege. Wir müssen sie, glaube ich, ernst nehmen; ihr kommt eine außerordentlich wichtige Funktion im Leben unserer Sprache zu.

Sprachpflege kann Verschiedenes meinen. Einmal: sie hat es, was oft vermengt wird, mit der Sprache in beiderlei Sinn zu tun: mit der Sprache als *langue* und mit der Sprache als *parole;* sie betreibt Pflege der Sprache und Pflege der angewandten Sprache, der „Rede". Hier richten wir wieder den Blick auf die Sprache als System.

Auch die Ziele der Sprachpflege im eigentlichen Sinn der Pflege der *langue* können verschiedener Natur sein. Sie können außersprachlicher und inner-

sprachlicher Art sein. Ein außersprachliches Ziel ist etwa „Pflege der Sprache um der politischen Einheit und des nationalen Selbstbewußtseins willen“[66] – es hat seit der Barockzeit lange auch in Deutschland im Vordergrund gestanden (in anderen Staaten war damit eine ausgesprochene Sprachpolitik verbunden, erklärtermaßen, wie seine Satzung zeigt, auch beim Allgemeinen Deutschen Sprachverein[67]). Außersprachlich gerichtet ist auch das Bemühen, auf dem Weg über die Sprache ethische Wirkungen zu erzielen. Auf beides ist zurückzukommen.

Grundlagen und Aufgaben der Sprachpflege

Die doppelte Blickrichtung

Wir wenden uns vor allem den innersprachlichen Zielen der Sprachpflege zu. Als Hauptkennzeichen erscheint vielen das Eingreifen in die Sprachentwicklung mit der Absicht, in rückwärts gewandter Haltung überkommene Normen zu bewahren. Mit einer solchen Einstellung kann die Sprachpflege zweifellos eine wichtige Funktion für die Erhaltung der Kontinuität der sprachlichen Norm erfüllen. Würde sich aber ihre Aufgabe darin erschöpfen, so setzte sie sich in Widerspruch zum geschichtlichen Wesen der Sprache. Diese entfaltet sich ständig, und zwar, wie wir gesehen haben, nicht bloß im Sinne Herders und vieler Romantiker in irrational-vegetativer Weise. Die Sprachpflege muß sich frei machen von einer überholten, ebenfalls romantisch bestimmten pessimistischen Grundauffassung, daß Sprachentwicklung gleichbedeutend sei mit Sprachverfall und daß neu sich ausbildende Sprachbräuche und Normen darum von vornherein abzulehnen seien. Mit Recht wendet sich die heutige Sprachwissenschaft gegen einseitige Klagen über den gegenwärtigen Sprachzustand und gegen eine einseitige *laudatio temporis acti*. Es gilt nicht nur das Verschwindende und seinen Wert zu sehen, sondern auch das Neue, und man muß seinen Sinn zu erfassen suchen[68]. Wir wissen heute, daß aus den altgermanischen Sprachen mit ihrem vorwiegend synthetischen Formenbau diesen ebenbürtige neugermanische mit analytischen Flexionsformen entstanden sind – anderer, aber nicht minderwertiger Struktur. Ähnlich steht es mit dem Verhältnis der romanischen Sprachen zum Lateinischen. Einer der letzten, die das sprachlich Neue grundsätzlich als das Schlechtere betrachteten, der schon genannte Gustav Wustmann, ist mit dieser Einstellung gescheitert: die von ihm als „garstig“ beurteilte Konjunktivumschreibung mit *werden* hat sich ebenso durchgesetzt wie die von ihm bekämpften Funktionsverben, z. B. *durchführen* usw.[69] Die Sprachpflege darf sich also nicht bloß erhaltend betätigen, sondern muß auch von Altem, lieb Gewonnenem, aber Versinkendem Abschied nehmen können und muß vor allem auch nach vorwärts blickend Neues, das sich anschickt, Sprachbrauch oder Norm zu werden, fördern, vorausgesetzt, daß dieses Förderung verdient[70]. Das heißt aber, daß das Eingreifen der Sprachpflege

überlegt und wohl begründet sein muß und in einer Haltung der Toleranz und des Respekts vor der überlieferten Sprache und der Verpflichtung gegenüber der Sprachgemeinschaft geschehen muß, deren Recht auf Freiheit im Gebrauch und in der Entwicklung ihrer Sprache gewahrt bleiben muß. Immer muß sie mit doppelter Blickrichtung wirken, vorwärts und zurück schauen.

Objektive Kriterien

Voraussetzung des Wirkens der Sprachpflege ist die Kenntnis des jeweiligen Sprachstandes auf Grund genauer wissenschaftlicher Beobachtung, der Sprachbräuche wie der geltenden Sprachnormen, und zwar im Bereich der geschriebenen wie der gesprochenen Sprache. Die Sprachpflege kann der Untersuchungsergebnisse der Sprachwissenschaft nicht entraten[71]. Diese hat aber auch die Aufgabe, Kriterien für die Beurteilung der jeweiligen Sprachsituation zu liefern und als „angewandte Sprachwissenschaft"[72] bei deren Gebrauch ratend tätig zu sein. Dabei können der Sprachpflege von allen wissenschaftlichen Betrachtungsweisen wichtige Grundlagen zukommen: von einer statistischen, die ja nicht nur messen darf, sondern auch wägen muß, von einer gestalt- wie von einer inhaltbezogenen, von einer strukturellen wie von einer funktionalen, von einer sprachsoziologischen wie von einer auf die Sprache bezogenen sozialpsychologischen. Es trifft sich dabei günstig, daß die Sprachwissenschaft sich auch in Deutschland in jüngerer Zeit von der alten, romantisch bestimmten einseitigen Bevorzugung älterer Sprachstufen gelöst hat und mehr und mehr auch die Beschäftigung mit der Gegenwartssprache als eine legitime Aufgabe ansieht. Von seiten der Sprachkritik, besonders soweit diese nicht reine Stil- sondern auch eigentliche Sprachkritik ist, kann sie gleichfalls Unterstützung bekommen[73]. Auch Nichtfachleute, welche auf Grund ihres entfalteten Sprachempfindens die Kontrollfunktion der Sprachträger auszuüben in der Lage sind, können ihr wichtige Anregungen geben, vor allem insofern, als diese so auf akute und namentlich auf „kritische" Wandlungen der Norm hingewiesen wird.

Was ist aber sprachlich richtig und was falsch, was gut, was weniger gut und was schlecht? Damit sind wir zu einer häufig diskutierten Kernfrage gekommen: Wie finden wir die Norm? Woher nehmen wir den Maßstab oder die Maßstäbe für die Beurteilung der Sprachrichtigkeit und der Sprachfehler[74]? Wir haben schon gesehen, daß die Maßstäbe im Laufe der Zeit wechseln können – besonders deutlich etwa am Beispiel des Purismus im Bereich des Fremdworts. Bei den von der Regel, von der statuierten Norm beherrschten Bereichen, der Rechtschreibung und der Hochlautung, wo das Empfinden für richtig und falsch, gut und schlecht zunächst eine sicherere Grundlage hat, ist die Problematik geringer als beim Wort und beim Satz, bei denen es in der sich „natürlich" entwickelnden Sprache, wie wir gesehen haben, heute im allgemeinen nur Normen gibt, die durch freien *consensus*

zustande gekommen sind; allerdings werden auch die von außen gesetzten Normen in Frage gestellt.

Schon lange ist man nach französischem Vorbild bemüht, Sprachbrauch und Sprachnorm aus dem mustergültigen „Sprachgebrauch" zu ermitteln. Eine frühere Zeit fand den an den Regeln des guten Geschmacks orientierten *bon usage* in der Sprache des Hofes und der guten Gesellschaft, im Frankreich eines Vaugelas und Malherbe wie im Deutschland eines Gottsched. Wir pflegen heute den „guten Sprachgebrauch" zunächst bei einer geistigen und künstlerischen Elite zu suchen, in deren Schreib- und Sprechweise wir ein Vorbild sehen: daß die „guten Redner und Schriftsteller" – nicht die quantitative Mehrheit – für die sprachliche Norm maßgebend sind, ist eine Meinung, die sich im Altertum bei Krates von Mallos ebenso findet wie später bei Paul und Behaghel[75]. Prosa in Romanen und Kurzerzählungen aller Art, in Essays, im Feuilleton und in Leitartikeln wie in populärwissenschaftlichen Schriften dienen uns ebenso als Quelle wie Vorträge, Reden und freie Gespräche von Gebildeten (*educated speakers*).

Der „Durchschnittshochsprache", auch der Sprache der technisierten und „verwalteten" Welt und ihren Normen ist man neuerdings wiederholt nachgegangen[76]. Wir müssen auch den Sprachgebrauch der *polloí*, der Durchschnittsschreiber, beachten, wie er sich in der Trivialliteratur und in einfachen Zeitungsberichten zeigt, vorsichtig auch die Rede des Alltags in ihren verschiedenen Formen zum Vergleich in Betracht ziehen[77]. Wir glauben nicht mehr, daß Goethes Einstellung genügt, der zwar gesagt hat: „Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll", aber dann fortfährt: „Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her"[78]. Freilich, der Sprachgebrauch ist eine höchst problematische Erscheinung, er stimmt nie völlig überein, auch (und gerade) bei der Elite nicht, da ständig neben zentripetalen auch zentrifugale Kräfte wirken. Immer zeigen sich in der *parole* größere und geringere individuelle Verschiedenheiten, da der Einzelne Beweger und Bewegter der Entwicklung ist, Motor und „Sensor"[79]. Ständig ändern sich aber auch die sprachlichen Bräuche und Normen mit den sich wandelnden sozialen und kulturellen Bedingungen – und die jeweilige sich ändernde Norm wird zum Maßstab des Sprachgebrauchs genommen. Oder, anders gewendet: Die aus der wechselnden Erfahrung gewonnene Regel wird zur Richtlinie für die Erfahrung. Es ist einer jener bekannten Zirkel, die nicht auflösbar sind.

Doch bieten sich noch andere Kriterien der sprachlichen Norm an, die hier nur angedeutet werden können. Man kann vom ethischen Gesichtspunkt aus an den Sprachgebrauch herantreten. Früher hieß das vor allem, den Sprachgebrauch unter einem nationalen Gesichtspunkt der Sprachrein-

heit zu bewerten. Daher die vielen z. T. pedantischen, oft negativ verlaufenen Versuche zur Eindeutschung fremder Wörter seit der Zeit der barocken Sprachgesellschaften. Heute steht eine andere Form der ethischen Beurteilung im Vordergrund: man legt oft die Norm des Humanen an die Sprache an und lehnt Wortbildungen wie *Menschenmaterial*, *Menschen verschicken*, *Menschen einsetzen* usw. ab; so geht z. B. das „Wörterbuch des Unmenschen" von Sternberger, Storz und Süskind vor. Mit Recht hat man festgestellt, daß sich das, was zum System der *langue* gehört, prinzipiell nur in der Rede, der *parole* der Sprecher moralisch oder unmoralisch auswirken könne[80]. Bei der sprachethischen Betrachtungsweise wird leicht übersehen, daß Werturteile ethischer Art sprachsoziologisch nur in sehr geringem Umfang Gültigkeit haben[81] und daß die ursprünglich inhumanen Inhalte schon seit langem verblaßt sein und von den Benutzern nicht mehr empfunden werden können. Aber es ist zu fordern, daß die Sprachpflege sich gegen solche Bildungen wendet und sie ablehnt im Hinblick auf ihre Herkunft wie besonders darauf, daß Sprachbewußte sich den ursprünglichen Inhalt gegenwärtig halten und ihn als inhuman empfinden. Allerdings besteht die Gefahr, daß bei einer solchen Art der Betrachtung ein außersprachlicher Gesichtspunkt in den Vordergrund tritt. Auch bei der Beurteilung des Vorgangs, daß der Akkusativ an der Stelle des Dativs im Vordringen ist (Typus: *einen mit etwas beliefern* statt *einem etwas liefern*), wird man gut daran tun, zunächst an einen Prozeß der Systematisierung zu denken und eine anthropologisch orientierte Beurteilung (Zeichen der Entpersönlichung)[82] nur mit Vorsicht zu erwägen, von einer ethischen aber abzusehen. Wieder könnte man eine solche Betrachtungsweise eher bei der Entstehung der Neigung zur Akkusativierung erwägen als beim heutigen Gebrauch, bei dem die Akkusativkonstruktion schon in entleerter Weise benützt wird.

Man hat auch ästhetische Normkriterien ins Spiel gebracht. Daß Geschmacksfragen, z. B. Gesichtspunkte des Wohlklangs bei der Entfaltung der Sprache wie bei deren Beurteilung eine Rolle spielen, steht außer Zweifel. Hier erhebt sich aber die grundsätzliche Schwierigkeit, daß ästhetische Urteile zu den subjektivsten gehören. Schon darum ist dieses Kriterium nur in sehr begrenzter Weise verwendbar.

Auf die Sprache wesentlich die Normgesichtspunkte der Logik anzuwenden, hatte einst im 17. Jahrhundert die Académie Française gelehrt, die alle Unsicherheiten und semantischen Dubletten beseitigen wollte *(une forme – un sens!)*, die Zahlwörter und Formen einschränkte und nicht selten in Übereinstimmung mit der *raison* gegen die geltende Norm, gegen den Sprachgebrauch entschied[83]. Ein solches Vorgehen hat man wohl schon lange aufgegeben oder zumindest zurückgestellt; einer der letzten, der es getan hat, war der schon genannte Wustmann, und er ist damit gescheitert[84]. Die Sprache hat eben nicht einen rein rationalen, sondern einen rational-irrationalen Charakter. Der *Walfisch* und die *„schwindelnde Höhe"* erscheint jedem

als unlogisch, das *Maultier* darüber hinaus dem sprachhistorisch Gebildeten[85]. In keiner „natürlichen" Sprache ist das „System" vollkommen verwirklicht und wird es je sein, weil, wie wir sahen, jede Sprache ein Kollektivgebilde ist, an dessen Entwicklung viele beteiligt sind (ständig sind die Sprachträger bestrebt, ihre Sprache zum System auszubauen, ohne daß das wohl je gelingen kann), und zum zweiten, weil die Sprache eine historische Erscheinung ist, bei der Altes neben Neuem steht, ohne daß immer eine Harmonie erreicht würde. (Darum spricht H. Glinz von einem „Systemoid"; vielleicht sollte man einfach „Schema" sagen[86]?) Von der Bedeutung der „Systemgemäßheit" für die Sprachpflege wird im übrigen noch zu sprechen sein.

Das subjektive Kriterium

Zu diesen objektiven Normkriterien tritt ein psychologisches, das schon wiederholt zitierte „Sprachgefühl". Wir sprächen besser von Sprachempfinden und würden es bei einer emotionalen Färbung Sprachgefühl und in einer entwickelteren Form Sprachbewußtsein nennen. Es hat weitgehend sozialpsychologischen Charakter. Zwar reagiert es meist sehr deutlich auf ein sprachliches Gebilde, bejaht es, lehnt es ab, äußert Befremden, aber es ist eine nicht unproblematische Größe. Es ist ja kein Gefühl im eigentlichen Sinn, obwohl es, wie gesagt, durchaus eine emotionale Komponente haben kann; die englischen und französischen Bezeichnungen sind hier viel besser: *linguistic instinct – sens* (nicht *sentiment!*) *linguistique*. Es ist, richtiger gesagt, ein Normempfinden, das seiner Art nach in der Nähe des sittlichen Normempfindens steht – wir sprechen ja auch von sprachlichem Gewissen –, eine Normvorstellung, ein Wissen um die Norm[87] oder doch eine Fähigkeit, die Norm zu erkennen (Jespersen), eine durch Gewohnheit erworbene Fertigkeit (v. d. Pfordten)[88]. Lindroth ordnet dem Sprachgefühl die Gegensatzpaare produktiv – reproduktiv, latent – manifest, stabil – labil, spontan – deliberativ, freiwirkend – mechanisiert, konkret (vorstellend) – abstrakt, lustbetont – unlustbetont zu. Es gibt ein Empfinden für Sprachbrauch und Sprachnorm im Bereich der Schreibweise und der Lautung, der Satzschemata und der Wortstrukturen (der Angemessenheit ihrer Gestalten wie ihrer Inhalte und auch im Hinblick auf die Interpedenz der Inhalte[89]). Die Reaktion des Sprachempfindens beruht auf dem in der Regel unbewußten Wissen um sprachliche Muster *(patterns);* durch die Kenntnis sekundärer grammatischer Einsichten kann es wie durch den Gegensatz zu einer anderen Sprachgemeinschaft verfeinert werden[90]. Man kann von ihm auch sagen, es realisiere eine geistige Geltung, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft am Werk ist[91].

Daß auch dieses Normempfinden (Normgefühl, Normbewußtsein) keine absolute Gültigkeit hat, haben wir schon eingangs festgestellt. Das sprachliche Normempfinden ändert sich zeitlich und ist nicht nur individuell und

nach Altersstufen verschieden, sondern auch nach der Gruppenzugehörigkeit; es bestehen etwa Unterschiede zwischen dem an Fachsprachen orientierten Sprachempfinden von Geschäftsleuten, Juristen, Technikern und dem von einer historisierenden Einstellung geprägten vieler Philologen. Auch der Grad der Bildung und der Begabung ist von entscheidender Bedeutung, nicht zuletzt aber auch die grundsätzliche, konservative oder progressive Einstellung zum Neuen. Durch Spracherkenntnis im synchronischen und diachronischen Sinn kann das Sprachgefühl geschärft werden und vor den Extremen der Laxheit, der Unsicherheit und der Überfeinerung bewahrt werden, aber ebenso auch vor der Gefahr, durch landschaftssprachliche Einflüsse bestimmt zu werden[92]. Aber auch ein und derselbe Beurteiler empfindet, wie wir schon festgestellt haben, nicht selten eine Normenambivalenz oder sieht sich gar, je nach dem Grad seiner Normgebundenheit, vor einen leichteren oder schwereren Normenkonflikt gestellt. Daß heute, im Zeitalter einer großen, auch sprachlichen Mobilität, das Normempfinden im allgemeinen weniger ausgeprägt ist als früher, ist schon eingangs ausgesprochen worden.

Ein Problem für sich ist die Verschiedenheit des Normempfindens, besonders im Bereich des Wortschatzes, in Teilgebieten des deutschen Sprachraums. Diese Verschiedenheit zeigt sich schon im binnendeutschen Bereich des Sprachraums, vor allem bei Benennungen für Berufe und Speisen (*Schreiner – Tischler*, *Blumenkohl – Karfiol* usw.), z. T. auch in der Flexion (im Süden: *er ist gesessen*, *gestanden*, im Norden: er hat *gesessen*, *gestanden*[93]). Viel bedeutender und spürbarer sind die geographischen Unterschiede in Außengebieten wie in Österreich, in der deutschsprachigen Schweiz, in Luxemburg usw. Die historisch, zum Teil auch soziologisch begründeten Verschiedenheiten des Sprachbrauchs, der Norm und des Normempfindens sind innerhalb ihres geographischen Geltungsbereichs als legitim zu betrachten. Im Rahmen der gebietlichen Norm sagt man z. B. in Österreich, um nur einige Wortbeispiele zu nennen, *Ausspeiserei* für ein kleines Restaurant, in der Schweiz *Buße* für Strafe, in Luxemburg *Bongert* für Baumgarten, im Elsaß *Rahne* für rote Rübe. Abgesehen von den genannten drei Gebieten, in denen Deutsch die oder eine Staatssprache ist, ist die sprachliche Norm innerhalb dieser Teilgebiete in vieler Hinsicht unfest, im Elsaß und in Lothringen ebenso wie etwa in den USA oder in Kanada und Australien[94]. Im binnendeutschen Gebiet zeigt sich seit langem die Neigung zum Ausgleich der gebietlichen Norm, und zwar vorwiegend zugunsten der nördlichen, wobei früher der Einfluß Berlins von gewisser Bedeutung war. In den Außengebieten spielt ein lexikalischer Ausgleich zugunsten des binnendeutschen Gebrauchs eine gewisse, aber nicht sehr große Rolle; seit 1945 zeichnet sich allerdings die Gefahr einer neuen Sonderung ab (s. o.).

Daß das Sprachempfinden trotz der Verschiedenheit, wie wir gesehen haben, weithin einen überindividuellen und allgemeinen Charakter hat, mag

man zum „Wunder der Sprache" rechnen. So mag der historisch eingestellte Sprachkritiker in den zu Anfang aufgeführten Fällen von Doppelformen (etwa beim Gebrauch des Konjunktivs, des substantivierten Infinitivs, der Nominalfügungen) das Aufkommen des Neuen bedauern oder für bedenklich, wenn nicht für falsch erklären. Tatsache ist, daß die Sprachträger die Wandlungen in ihrer Mehrzahl rezipieren und als Normen oder doch als Sprachbräuche bejahen und sie als mit ihrem Sprachgefühl im Einklang stehend empfinden.

Nach einem absoluten Maßstab für die Beurteilung der sprachlichen Norm suchen wir vergeblich. Da der Wandel zum Wesen der Sprache gehört, gibt es kein Idealbild einer Sprache, es sei denn, man glaube im Sinne Jacob Grimms oder Humboldts an eine Anlageentelechie jeder Sprache (s. o.). Man kann auch nach einer Idealgestalt der Sprache überhaupt suchen im Sinne etwa einer allgemeinen absoluten Grammatik, doch ist es fraglich, ob es eine solche absolute Grammatik überhaupt geben kann. Das Fehlen eines absoluten Maßstabs für die Sprachnorm und deren Beurteilung gehört offenbar zur irrationalen Seite des Wesens der Sprache. Das kann sich vielleicht zu der alten These fügen, daß zwar die Anlage des Menschen zur Sprache göttlichen Ursprungs ist, die Verwirklichung aber innerweltlicher Herkunft, Menschenwerk.

Das Kriterium der Strukturgemäßheit

Es bietet sich uns aber noch ein bescheideneres, aber entscheidendes, objektives Kriterium für die Beurteilung sprachlicher Norm und sprachlichen Normempfindens durch die Sprachpflege an: der Maßstab der Sprachstruktur, der heute mit Recht im Vordergrund steht. Dabei fassen wir das heute so oft – allzu oft – bemühte Wort Struktur („Bau") als Gefüge, als Gliederung und als Zusammenhang der Teile im Ganzen. Keine Neuerung soll den Strukturen, der Eigenart des „Systems" (Schemas) einer Sprache (wenn man will: ihrer inneren Form)[95] widersprechen. Positiv ausgedrückt heißt das: jede Neuerung soll der von Humboldt formulierten Hauptaufgabe der Sprache, die Welt in das Eigentum des Geistes zu überführen, im Rahmen einer, der eigenen Sprache, gerecht werden und sie fördern. So ist auch die Funktion der Sprache als Mittel der Verständigung am besten gewährleistet. Strukturgemäße Sprachpflege anerkennt dabei als legitime Prinzipien der Strukturveränderungen die von jeher im Sprachleben zusammen wirkenden, schon früher genannten Kräfte: Zweckmäßigkeit und sprachliche Ökonomie, Systematisierung und Differenzierung, die allen Bildungssprachen eigene Neigung zur Abstraktion, ebenso wie ein in engeren Grenzen wirksames ästhetisches und mit den oben gemachten Einschränkungen auch ein ethisches Prinzip. Keine dieser Kräfte darf dabei allein als wichtig oder ausschlaggebend betrachtet werden. So wäre es falsch, etwa Änderungen der sprachlichen Norm einseitig unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit

zu beurteilen, da er zu rational ist und etwa in rein ökonomischer Denkweise nur das an Veränderungen gelten läßt, was einen Gewinn einbringt[96]; diese Betrachtungsweise betrifft außerdem nur die Sprache in ihrer Funktion als Mitteilung. Praktische Bedürfnisse der Zweckmäßigkeit haben jedoch etwa im Bereich der Rechtschreibung oder der Hochlautung durchaus ihre Berechtigung. Mit Recht hat P. von Polenz auch neuerdings das Auftreten sprachökonomischer Tendenzen in der Sprachentwicklung nachdrücklich verteidigt; Einsparung sprachlicher Mittel und deren sparsamer Gebrauch erscheinen als Neigungen, die für die Gebrauchssprache durchaus begründet sind[97]. Wenn manche Sprachkritiker hier Bedenken äußern[98], so gehen sie wohl zu sehr von höheren Stilarten aus, für die gegenüber der Durchschnittshochsprache eigene Regeln gelten. Immer aber müssen die genannten Prinzipien in ihrer Relation und in ihrem Zusammenwirken betrachtet und angewandt werden. Es zeigt sich dann, daß sprachliche Änderungen oft entgegengesetzter Art sind: neben Vorgängen des Auseinandertretens, der Differenzierung stehen solche des Zusammentretens, des Ausgleichs, und beide müssen grundsätzlich von gleicher Bedeutung sein. Die Frage ist jeweils, ob und inwieweit sie der Struktur entsprechen.

Richtige Sprachpflege vollzieht sich vor allem im Zusammenspiel des Gesichtspunkts der Struktur- oder Systemgemäßheit mit einem geschärften Sprachempfinden, ohne daß sich die Art dieses Zusammenspiels genau definieren ließe. Beide Komponenten sind nötig, die objektive wie die subjektive. Die Strukturgemäßheit allein ist ein theoretisches, virtuelles Merkmal, das erst durch das Sprachempfinden aktualisiert wird.

Wie aber erklärt man die Struktur? Einmal auf dem Weg über eine genaue Analyse, „Durchschauung", der Gegenwartssprache, und sodann, indem man damit die historische Dimension der Entwicklung verknüpft. Keinesfalls aber kann diese allein oder primär den Maßstab für die Beurteilung des aktuellen Sprachgebrauchs liefern; eine historisierende Einstellung ist abzulehnen. Weder kann die Sprachstruktur des Mittelalters – nicht nur im Wortschatz, noch besonders auch im Formenbau[99] – das Kriterium abgeben, wie es Jacob Grimm wünschte, noch die der klassischen Dichtung um 1800, wie man es gelegentlich noch heute vorschlägt. Niemand wird heute etwa wie Goethe *Frauenzimmer* für *Mädchen* sagen oder wie Schiller von einer *kostbaren Politik* statt einer *kostspieligen Politik* und *von zween Deutschen* sprechen wollen[100]. Das schließt nicht aus, daß man mit Recht von der Sprachpflege auch gefordert hat, sie möge der Sprachgemeinschaft den Reichtum ihrer Sprache an geschichtlichen Formen vor Augen führen[101].

Aufgaben reaktiver Art

Welches sind nun die Aufgaben einer strukturgerechten und mit dem Sprachempfinden im Einklang stehenden Sprachpflege? Grundsätzlich ist festzuhalten, daß Sprachpflege primär nicht den Auftrag hat, selbst Neue-

rungen zu schaffen; daß Ausnahmen angezeigt sind, wird noch zu besprechen sein. (Die Eindeutschungen des 18. bis 20. Jahrhunderts gehören im strengen Sinn nicht zu diesen Ausnahmen: sie sind dadurch gekennzeichnet, daß sie aus einer Reaktion, einer Abwehrhaltung gegenüber dem schon in der Sprache vorhandenen Fremden entstanden, nicht primär aus der Absicht, dieser Neues hinzuzufügen.) Sprachpflege hat vielmehr, wie wir schon gesagt haben, zunächst die Aufgabe, zu dem in der Sprachgemeinschaft – gleichgültig wie immer – in Ansätzen entstandenen Neuen Stellung zu nehmen, seine Ausbreitung, seinen Übergang in die Norm zu hemmen oder zu fördern, je nachdem, ob es ihr strukturwidrig oder strukturgemäß, förderungswürdig oder nicht förderungswürdig erscheint. Sie wirkt also in dem genannten doppelten Sinn: nicht bloß in rückwärtsgewandter, strukturbewahrender Art, sondern auch in vorwärtsgewandter, strukturentfaltender Weise, allerdings in der Regel nicht in der Richtung der Auslösung von Tendenzen, sondern mit Bezug auf deren Stärkung oder Schwächung, nicht so sehr im Hinblick auf die Schaffung von Neuerungen, sondern eher auf deren Geltung, deren Überführung in die Norm. Bei ihren Bemühungen muß sie aber zugleich auch dem besonderen Charakter der einzelnen Sprachbezirke Rechnung tragen, dem der Rechtschreibung wie der Hochlautung, des Wortes wie des Satzes, und dies namentlich auch hinsichtlich der Verschiedenheiten der dort geltenden Normen und ihrer Entstehung.

Mit der heute nachdrücklich erhobenen Forderung, von der Sprachpflege geförderte sprachliche Tendenzen und Neuerungen müßten strukturgemäß sein, wird ein weites und schwieriges Feld berührt, das im Rahmen dieser Überlegungen nicht durchschritten werden kann. Wir müssen uns vor der Selbsttäuschung hüten, als ob das durch Dilthey so beliebt gewordene Wort *Struktur* (ebenso wie etwa das Wort *System*) ein Zauberwort sei, das sofort Klarheit schaffe. Die Strukturgemäßheit muß im einzelnen für jeden Sprachbereich und für jede Erscheinung geprüft werden.

Es seien wenigstens einige Hinweise gegeben. Bei der Erweiterung des deutschen Wortschatzes, die heute vorwiegend durch Differenzierung gekennzeichnet ist, meint Strukturgemäßheit die Anwendung der überkommenen sprachlichen Mittel unbeschadet der Tatsache, daß dabei die Akzente verschieden gesetzt werden können (z. B. durch die Bevorzugung bestimmter Suffixe oder der Substantivierung von Infinitiven usw.) und daß dadurch quantitative Veränderungen in der Gesamtstruktur erfolgen können. Beim Gebrauch des Mittels der Wortkomposition bewegt sich, wie wir sahen, die deutsche Sprache auf den herkömmlich geltenden Strukturbahnen; diese Art der Erweiterung ist also im Prinzip vom Standpunkt der Sprachpflege aus zu bejahen, allerdings – und hier ist Sprachkritik am Platz – nicht in manchen ihrer Ausprägungen quantitativer und zum Teil auch qualitativer Art, in der Form von Wortungetümen und semantisch ungesicherten Bildungen, für die schon Beispiele angeführt wurden. Voraussetzung ist auch,

daß die Funktion berücksichtigt wird, die von den Sprachträgern für die einzelnen Bildungsmittel, vor allem für die Präfixe und Suffixe, entwickelt worden ist. Man wird also der zunehmenden Verwendung der Suffixe *-lich* und *-bar* nicht entgegentreten, aber man würde etwa eine (fiktive) Bildung wie *wahrnehmisch* für *wahrnehmbar* ablehnen, da *-isch* die Bedeutung „von etwas herkommend" hat, *-bar* aber das meint, was getan werden kann[102]. Die Sprachpflege wird im allgemeinen auch Neuprägungen nur anerkennen, wenn sie von den Sprachträgern angenommen sind (also z. B. wohl *glückhaft, wesenhaft,* aber nicht *schmuckhaft*).

Sie wird auch die Normänderung bejahen, daß heute die substantivierten Infinitive an der Stelle der von einer früheren Sprachpflege bekämpften *ung*-Bildungen vordringen. Dieser Vorgang erklärt sich sicher zu einem guten Teil daraus, daß die Infinitive inhaltlich noch gefüllter sind, da sie noch mehr von der Dynamik des Verbalinhaltes bewahrt haben (vgl. *das Empfinden – die Empfindung, das Erleben – das Erlebnis*). Dazu kommt die Vielfalt ihrer syntaktischen Verwendungsmöglichkeiten (als Verben mit Objekten: *das Verbundensein mit ihr,* wie als Substantive mit Attributen: *das Abreißen von Plakaten*)[103]. Schon dies rechtfertigt ihre heutige Ausbreitung; ihr früheres Auftreten in der Sprache der Mystik und der idealistischen deutschen Philosophie kommt als Stütze dazu. Hier erscheint sogar eine beabsichtigte Einwirkung berechtigt, da bewußte Entfaltung für den Bereich der Wortbildung, wie wir gezeigt haben, charakteristisch ist.

Wir sagten schon, daß sich in der Sprachgemeinschaft die deutliche Neigung zur Entklammerung zeige; dies gilt auch für trennbare Präfixverben (vgl. *ich anerkenne*). Die Entklammerung stellt übrigens einen alten Zustand der Lutherzeit her (vgl. *Yhr werdet finden das kind ynn windel gewickellt* ...; Lutherübersetzung 1522 von Luk. 2,12)[104]. Wir sprachen schon von der Tendenz, substantivische Fügungen zu verwenden, die übrigens weit ins Mittelalter zurückreichen und die manche Bedeutungsnuance erlauben *(abstimmen – zur Abstimmung bringen)* und vor allem es, wie schon gesagt, ermöglichen, den Verbalinhalt früher auszudrücken *(die Geltendmachung des ihm zugefügten Schadens behält er sich vor – er behält sich vor, den Schaden geltend zu machen)*[105]. Auch diese Neuerungen, die zumindest Brauchcharakter haben, wird die Sprachpflege nicht einfach ablehnen dürfen – sowenig wie die Neigung, präpositionale Ergänzungen aus der Klammer herauszunehmen *(... Max Brod wurde Jahrzehnte mit Vorwürfen überschüttet wegen Details der Anordnung und Herausgabe)*.

Dagegen bietet sich etwa in der heute in allen Kultursprachen beliebten Abkürzungssprache („Aküsprache") ein Feld für ein hemmendes Wirken der Sprachpflege. Sie sollte versuchen, eine weitere Ausbreitung der Abkürzungswörter aufzuhalten, da sie zu einer Gefährdung der Struktur des Wortsystems führen könnten. Eine viel größere Gefahr für die Entwicklung der deutschen Hochsprache der Gegenwart liegt jedoch in der stark ausge-

prägten Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise. *Die Straßenverhältnisse sind schlecht* statt zu schreiben *Die Straßen sind schlecht* ist schon ein Sprachbrauch und nicht mehr nur eine Eigenheit der *parole*, und ebenso ist es mit Fügungen wie *Die Materialbeschaffungslage hat sich gebessert* statt *man kann wieder leichter Material beschaffen*. Die deutsche Hochsprache droht zu blutleer zu werden und viel von ihrer Fähigkeit zur Bewältigung neuer Inhalte zu verlieren.

Bei der Erweiterung des Wortschatzes durch Entlehnungen aus anderen Sprachen ersteht die alte Fremdwortfrage[106]. Heute haben wir zwar nicht mehr den früheren Zustand, daß eine fremde Sprache – das Latein, später das Französische – der Sprachgemeinschaft als Leitbild für die eigene, auch zum Teil für deren Syntax, erscheint. Das Englische hat diese Funktion nicht bekommen – bei aller Bedeutung, die es vor allem seit dem 19. Jahrhundert für die Erweiterung des Wortschatzes gewonnen hat; wir denken an die vielen entlehnten Wörter wie *Camping*, *Hobby*, *Job*, *Trend*. Die eng puristische Haltung früherer Zeiten ist nicht mehr die unsrige. Wir wissen heute, daß bei den neuzeitlichen außerordentlichen Anforderungen an den Wortschatz eine Entlastung der heimischen Wortstämme willkommen ist. Das entscheidende Kriterium für die Aufnahme eines fremden Wortes ist, ob es eine Lücke im Wortsystem ausfüllt, Neues oder inhaltliche Schattierungen zum Ausdruck bringt. Steht ein heimisches Wort zur Verfügung, das sich inhaltlich mit dem fremden deckt, dann wird man jenem den Vorzug geben; oft aber deckt sich der Inhalt des fremden Wortes nicht mit dem des heimischen, und nicht selten ist das fremde Wort nicht ersetzbar (vgl. etwa *Jazz*, aber auch *Job*, das im Deutschen ja nicht einfach Arbeit bedeutet, sondern zeitweise ausgeübte Tätigkeit, die meist unter dem Niveau des Arbeitenden liegt). Auch eine bewußte Einführung eines Wortes – etwa mit der Sache – kann von da aus gerechtfertigt sein. Goethe sagt, das Fremde sei für eine Sprache nicht dazu da, daß diese es abstoße, sondern daß sie es verschlinge[107]. Wenn das Fremdwort aber in so starkem Maße in eine Sprache eindringt, daß diese es nicht mehr „verschlingen" kann, dann könnte einmal eine Gefahr für den Eigencharakter des Wortschatzes entstehen. In diesem Falle könnte eine kritische Haltung der Sprachpflege gegenüber fremden Wörtern begründet sein. Diese Gefahr empfinden viele gegenwärtig wohl als zu aktuell, wobei nicht übersehen sei, daß immer wieder nicht bloß neue fremde Wörter aufgenommen werden, sondern auch manche wieder zurücktreten (so z. B. mit der Sache *Petticoat*). Für das heutige Französische unterstellt das bewußt übertreibende, witzig-geistreiche Buch von Etiemble mit dem bezeichnenden Titel *Parlez-vous franglais?* (1964) eine Gefährdung der Struktur durch die Übernahme zahlreicher englischer Wörter in sehr vielen Sachbereichen. Abgesehen vom quantitativen Gesichtspunkt könnte die Eigenstruktur des Wortsystems aber auch (zumindest vorübergehend) beeinträchtigt sein, wenn die fremden Wörter die Intimbezirke der Sprache „besetzten", wenn die heimischen Kern-

wörter mit ihren auch stark gefühlsmäßig bestimmten Inhalten durch fremde ersetzt würden.

Etwas ganz anderes freilich ist es mit dem Gebrauch des Fremdworts in Fachsprachen, besonders der Technik und Naturwissenschaft; hier kann die Notwendigkeit übernationaler Verständigung das Fremdwort notwendig machen. Das gilt auch für den Dienst der Bundeswehr. Viele Bundeswehrangehörige, besonders die Flieger, müssen als Folge des engen Zusammenwirkens mit anderen Armeen englische Vokabeln gebrauchen. Bedenklich ist, daß es dabei nicht selten zu einer deutsch-englischen Mischsprache kommt und vor allem, daß manche der englischen Wörter nicht nur im Dienst, sondern oft auch außerhalb des Dienstes benützt werden[108].

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß man mit Eindeutschungen von fremden Wörtern viel vorsichtiger sein wird als eine frühere Sprachpflege. Es kommt dazu, daß Eindeutschungen nur Aussicht haben angenommen zu werden, wenn sie bestimmte Bedingungen erfüllen[109].

Viel empfindlicher sind wir, wenn übernommene fremde Wörter in das deutsche Formensystem überführt werden. Ich nehme Beispiele aus dem Jargon der Bundeswehrflieger[110]. Da begegnen Verbalformen wie diese: *ein Tief moves [mu:fs] heran, ich circle round [söklə raund], wir linen up [lainən ap], er ist getaxied [gətäxit]* (gerollt), *blickt Ihr noch through (θru:), take [teik] mir mal den receiver [risi:və] rüber!* Woher kommt diese größere Normempfindlichkeit, die mit Recht zu entschiedener Kritik an solcher Sprachmischung veranlaßt? Sicher daher, daß die Struktur der Sprache durch Veränderungen des Grundgerüstes des seit langem weitgehend konstanten, sich weniger und langsamer verändernden Bereichs des Satzes einschließlich der Flexion ungleich stärker berührt wird als durch Neuerungen in dem sehr variablen, fluktuierenden Bezirk des Wortes. Im Bereich des Satzes war das Normempfinden gewiß immer stärker ausgeprägt als in dem des Wortes; der syntaktisch-morphologische Kern ist im Unterschied zum Wortsystem, das der Mensch weithin bewußt entfaltet, zudem auch von jeher durch eine überwiegend unbewußte Entwicklung gekennzeichnet. Darum ist die Sprachgemeinschaft auch besonders empfindlich gegenüber Eingriffen in diesen Bezirk ihrer Sprache.

Heute leben wir im Zeitalter einer ausgeprägten Sprachbewußtheit, die einerseits mit einem durch das Wissen um psychologische und tiefenpsychologische Fakten außerordentlich gesteigerten Eigenbewußtsein zusammenhängt, andererseits rührt sie auch daher, daß dank den Massenmedien irgendwo entstehende sprachliche Neuerungen so rasch und so allgemein wie nie zuvor bei den Sprachträgern verbreitet werden. Diese lehnen Normveränderungen im Bereich des Satzes ab, wenn es sich um strukturwidrige Neuerungen und um bewußte, planende Eingriffe handelt. Die oben angeführten verbalen Mischformen bei den Bundeswehrfliegern sind zwar sicher unbewußt entstanden, aber sie sind nicht nur norm-, sondern auch

strukturwidrig, da Fremdwörter mit heimischen Flexionsendungen verbunden werden. Es erscheint als eine Aufgabe der Sprachpflege, die Verbreitung solcher Formen zu verhindern[111].

Noch stärker wäre der Widerstand der Sprachträger, wenn etwa jemand strukturwidrige Normänderungen im Bereich des Satzes bewußt einführen wollte. Sie würden sich gewiß energisch etwa gegen – fiktive! – Versuche wenden, das deutsche Deklinations- und Konjugationssystem im Sinne der sprachlichen Ökonomie planmäßig zu vereinfachen. Das Deutsche drückt bekanntlich seit dem frühen Mittelalter die Stellung von Substantiv und finitem Verb im Satz auf doppelte Weise aus: in einer sprachhistorisch älteren Art durch Flexionsendungen und in einer jüngeren durch ebenfalls abgewandelte Begleitwörter, einerseits die Artikel und Pronomina und andererseits das Personalpronomen. Mit Recht würden die Sprachträger protestieren, wenn jemand vorschlüge, statt *des Mannes* von nun an zu sagen *des Mann* oder statt *ich gehe, du gehst, er geht* künftig *ich geh, du geh, er geh*. (Ein ganz anderer Befund liegt natürlich vor, wenn etwa zum Zwecke maschineller Übersetzung – und nur dazu – ein vereinfachtes syntaktisch-flexivisches System geschaffen würde.)

Wie gesagt, der Fall ist fiktiv, und die Sprachpflege hat sich nicht damit zu beschäftigen, da keine Tendenzen zu Sprachbräuchen dieser Art zu beobachten sind, auf jeden Fall nicht bei der Konjugation. Bei der Deklination liegen die Verhältnisse etwas anders. Es zeigt sich auch hier, welch relative, vor allem dem historischen Wandel unterworfene Größe das Normempfinden selbst in diesem inneren Strukturbereich der Sprache ist. Die im frühen Mittelalter in der deutschen Deklination einsetzende, oben angedeutete Strukturänderung, die sich in einer (dem Sprachliebhaber bedauerlich erscheinenden) Reduktion der Kasusendungen äußert, hat sich, soweit wir sehen, im Mittelalter unbewußt und unkritisiert vollzogen. Erst die Grammatiker der Neuzeit haben diesen Vorgang vermerkt. Er setzt sich heute weithin in unbewußter Weise fort: im Dativ des Singulars wird, wie schon früher gesagt wurde, das *-e* weithin unterdrückt (und damit der Zustand der Lutherzeit wieder hergestellt[112]; *dem Mann, dem Wort*). Der Vorgang hat strukturgemäßen Charakter, da er im Rahmen des Prozesses der Vereinfachung der Kasusendungen liegt und gleichzeitig durch phonetische Analogien – z. B. das Zurückweichen des *-e* beim Imp. Sing. *(komm, sag)* – gestützt wird. Die Synkope des *-e* beim Genitiv Singular der starken Maskulina und Neutra *(des Manns* statt *des Mannes)* gehört in den gleichen phonologischen Zusammenhang und wird darum ebenfalls als strukturgerecht empfunden. Daß auch das *-s* des Genitivs schon in vielen Fällen aufgegeben ist, ist bekannt, so bei Eigennamen, die mit einem Adjektivattribut verbunden sind *(die Städte des bayerischen Schwaben)*, bei Appellativen, die zu Namen werden *(die Dramen des Barock, die Stunden des Mittwoch)*, bei Titeln *(die Bücher des Doktor Müller)*. Aber an der Norm als solcher hält die

Sprachgemeinschaft hier fest und sagt und schreibt weiterhin: *des Mann(e)s*. Die Form *des Mann* würde wie die oben angeführten vereinfachten Konjugationsformen eine in der Sprachgemeinschaft nicht vorbereitete und von ihr abgelehnte Abweichung von der Norm darstellen. Die Träger anderer neugermanischer Sprachen, vor allem des Englischen und des Niederländischen samt dem Afrikaans, sind bei den erwähnten Formen des Flexionssystems einen anderen Weg gegangen, den Weg der Ökonomie, der die Struktur des Germanischen in diesen wesentlichen grammatischen Bereichen grundlegend veränderte – allerdings schon zu einer Zeit weit weniger entwickelter Sprachbewußtheit. Hätte sich im Deutschen damals die Entwicklung ebenso abgespielt, würden wir sie heute – wie etwa auch die den genannten Sprachen eigene Eingeschlechtigkeit des Artikels – gewiß ebenso unbedenklich finden.

Wir würden es aber auch nachdrücklich zurückweisen, wollte jemand dekretieren, daß die heute übliche sog. Inversion abgeschafft würde und daß man schriebe: *wenn er kommt, ich gehe fort*. Wir wissen heute, wie fest im allgemeinen die Grundmodelle der Sätze und die Satzgliedfolge sind (eine Ausnahme bilden die oben angeführten Vorgänge der Ausklammerung). Wenn sich Veränderungen flexivisch-syntaktischer Art innerhalb der Sprachgemeinschaft entwickeln und durchsetzen, so etwa sprachökonomisch bedingte, sollten sie, wenn sie nicht strukturwidrig sind, von der Sprachpflege als Brauch oder Norm anerkannt werden. So ist die Verwendung neuer, ursprünglich landschaftssprachlicher durativer oder imperfektiver Formen wie *er ist beim (am) Schreiben* Sprachbrauch geworden, und so setzt sich, um nochmals ein schon zitiertes Beispiel zu nennen, etwa in der Form des Konjunktivs II (der Vergangenheit) heute immer mehr die Umschreibung mit *werden* durch, vgl. *ich würde kommen* statt *ich käme*. Ja, sogar nach *wenn* steht heute schon nicht selten die Umschreibung, was wir als Sprachbrauch, (noch) nicht als Norm werten (s. o.): *wenn er kommen würde, würde ich es ihm sagen*, oder aus euphonischen Gründen besser: *wenn er kommen sollte, würde ich es ihm sagen* oder *ich würde es ihm sagen, wenn er kommen würde*. Es handelt sich um einen Generalisierungsvorgang, der hier nicht im einzelnen dargestellt werden kann. Ausgangspunkt ist das schwache Verbum, bei dem schon seit längerem Indikativ und Konjunktiv der einfachen Vergangenheit formal zusammengefallen sind (*ich lebte – daß ich lebte*). In einem Vorgang der Verdeutlichung ist die Umschreibung mit *werden* zum Ausdruck des Modus benutzt worden, und diese wird nun wiederum auf das starke Verbum übertragen, wo die formale Unterscheidung noch besteht (*ich kam – daß ich käme*, usw.). Bekanntlich hat dabei der Konjunktiv II keine temporale Bedeutung mehr. Eine solche Systematisierung der Formen des Konjunktivs in der Richtung der Norm eines mit *werden* umschriebenen Einheitskonjunktivs scheint mir nicht gegen die Struktur des Deutschen zu verstoßen, auch wenn der Verlust an Formenvielfalt unter ästhetischen Gesichtspunkten bedauerlich sein mag; an semantischer Differenzierung geht kaum etwas verloren.

Was die Ausbreitung der antizipierenden Konstruktionen (*ich habe es satt, dich zu unterrichten; er erinnerte sich daran, ihn gesehen zu haben* usw.) und von *um zu* in Absichts-, Folge- und immer mehr auch in attributiven Infinitivsätzen angeht, so wird die Sprachpflege auch diese Formen anzuerkennen haben. Auch der Gebrauch von *um zu* in Attributivsätzen ist nicht mehr nur Brauch, sondern (zweite) Norm (vgl. *ein Weg, [um] ihn zu heilen*).

Man könnte geneigt sein, die im Bezirk des Satzes angeführten Veränderungen in den Stilbereich zu verweisen. Es handelt sich jedoch bei den genannten Erscheinungen schon um Bewegungen im Bereich des Sprachbrauchs oder der Sprachsitte, nicht mehr bloß in der *parole*. Während die Sprachpflege als Pflege der *langue* die von der Sprachgemeinschaft angenommenen Neuerungen als neutrale sprachliche Mittel anerkennt, die dem Sprachbenutzer zur Verfügung stehen, wird sie als häufig rückwärts gewandte Stilpflege – wir haben schon eingangs bewußt darauf verzichtet, über deren Kriterien zu sprechen – oft gegenüber deren Gebrauch zur Vorsicht raten.

Entscheidend ist dabei die Stilebene, auf der man sich bewegt, und diese hängt mit dem Zweck zusammen, zu dem man sich sprachlich ausdrückt, und mit dem Genre, dem die *parole* zugehört (der Bogen reicht vom einfachen Bericht bis zur hohen Dichtung), aber auch mit der Wahl geschriebener oder gesprochener Sprache. Auf jeden Fall ist es nötig, die wichtigen Aufgaben der Stilpflege von denen der Sprachpflege im engeren Sinn klar zu unterscheiden. Es geht also darum, daß die Sprachpflege wissend und behutsam mithilft, Sprachbräuche in sprachliche Sitte, Norm zu überführen oder aber unter Umständen ihren Übertritt zu verhindern, die retardierende Wirkung der Norm nicht in den Fällen zu verstärken, in denen sich strukturgemäße Sprachbräuche entwickelt haben, wohl aber dann, wenn die Norm von strukturbewahrender Bedeutung ist; anders gesagt, es gilt zu sichern, daß die Norm der Sprache nicht zum Unheil, sondern zum Heil gereicht (s. o.).

Aufgaben aktiver Sprachbildung

Wie aber stellen wir uns zur zweiten Aufgabe der Sprachpflege, zur aktiven Weiterbildung der Sprache? Was die Schaffung neuer Wortprägungen angeht, so wird man, wenngleich für diesen Bereich bewußte Erweiterung charakteristisch ist, gewiß zu Vorsicht und Zurückhaltung raten. Aber man kann und wird der Sprachpflege nicht verweigern, was man dem Ingenieur, dem Chemiker oder auch dem Werbefachmann zugesteht. Man soll nicht übersehen, in welch großem Umfang und mit welch erstaunlicher Intensität sich viele sich neu entwickelnde neugermanische „Vollsprachen" in jüngerer Zeit einen die modernen Bedürfnisse befriedigenden Wortschatz geschaffen haben: Landsmål in Norwegen, Friesisch in den Niederlanden, Färisch auf den Faröern [113]; auch das Isländische darf angefügt werden, das neuerdings etwa 20 000 Wörter neu geprägt hat [114]. Außerhalb des Germanischen sind die bekanntesten Beispiele das Neuhebräische in Israel und das Hindi in

Indien. Die Bildung neuer Schriftsprachen – etwa in Afrika – schreitet weiter, und überall stellen sich ähnliche Probleme, deren Lösung letzten Endes eine Angelegenheit enger Zusammenarbeit von Sprachwissenschaft und Sprachpflege ist. Ein solches Zusammenwirken ist auch die Voraussetzung bei der Neuprägung von Wörtern durch die Sprachpflege in Deutschland. Noch mehr als bei der Beurteilung von Neuprägungen, die bei den Sprachträgern entstanden sind und welche die Sprachpflege vorfindet, ist hier auf Strukturgemäßheit zu achten (s. o.) [115]. Besonders wenn sie von öffentlichen Stellen oder von anderer Seite zur Sprachhilfe aufgerufen wird, wird die Sprachpflege unter den genannten Voraussetzungen durch sprachschöpferisch befähigte Menschen in bestimmten Sachgebieten auch Eigenprägungen von Wörtern versuchen, aktiv, nicht nur reaktiv sein. Dies ist schon jetzt weitgehend der Fall bei der Gesetzgebung des Bundestages und bei der Verwaltungstätigkeit vieler staatlicher Einrichtungen, welche sich der Hilfe der Sprachpflege zur sprachlichen Bewältigung neuer Tatbestände bedienen.

Im Bereich des Satzes verbietet sich nach dem Gesagten eine Aktivität der Sprachpflege im Sinne von eigenen Eingriffen in die Norm. Dagegen erwachsen ihr wieder sehr wichtige Aufgaben im Bezirk der Rechtschreibung und der Hochlautung; verantwortungsbewußte Sprachpflege darf hier das Streben nach Änderungen, das sich innerhalb der Sprachgemeinschaft zeigt, nicht übersehen, sondern muß die laut werdenden Wünsche auf ihre Berechtigung überprüfen.

Sprachpflege und Sprachnorm

Es gehört zum „Wunder der Sprache", daß sie sich zwar nicht ohne bewußte Einwirkungen entwickelt, daß sie aber auch ohne systematische Lenkung praktikabel bleibt. Sie kann es, weil aus der sozialen Interdependenz der Sprachträger Sprachbräuche und Sprachnormen erwachsen. Daß sich Teile davon ständig ändern, erträgt die Sprache, wie uns schon klar geworden ist. Ja, solche Veränderungen gefährden die Norm heute weniger als früher, da die modernen Kommunikationsmittel Neuerungen viel rascher verbreiten als dies früher möglich war. So ist die Norm wie das Normempfinden sprachsoziologisch heute besser abgesichert, solange die Sprachgemeinschaft als Kommunikationsgemeinschaft funktionsfähig ist; der Rundfunk und das Fernsehen sorgen dafür, daß auch im Bereich der Aussprache sich ein stärkeres einheitlicheres Normempfinden entwickelt [116]. Ebenso erträgt die Sprache auch einen gewissen Normenspielraum *(variations tolérables)* [117]. Dieser Spielraum ist, wie wir gesehen haben, jedoch größer als früher, d. h. der Kern des Raumes der Norm bleibt zwar fest, aber in vielen Randzonen herrscht Unsicherheit zwischen Sprachbrauch und Sprachnorm oder zwischen verschiedenen Sprachnormen, und die Frage ist, welche Varianten und Normambivalenzen von der Sprachgemeinschaft geduldet werden und welche nicht. Wohl tut dies bis jetzt dem Funktionieren der Sprache im all-

gemeinen keinen Abbruch. Es besteht aber heute die Gefahr, daß die Gebiete der Unsicherheit zu zahlreich und zu groß werden. Um so wichtiger wird ein normförderndes, auf Grund der ihr von der Sprachwissenschaft angebotenen Aspekte nach sinnvoller Ordnung strebendes Wirken der Sprachpflege. Ihr Ziel muß sein: Stabilität, aber keine Erstarrung der Norm[118], Freiheit der Entwicklung, aber keine Anarchie.

Es gilt, Sprachbrauch und Norm (und *parole*) im richtigen Verhältnis zu sehen und Norm und Normenspielraum ins richtige Verhältnis zu bringen. Dabei kommt der grammatischen Darstellung eine bedeutende Rolle zu. Es gibt heute in Deutschland Gebrauchsgrammatiken, die gute Beispiele für die Verwirklichung dieser Forderung darstellen und die mit Erfolg bemüht sind, einen Mittelweg zwischen Regel und Freiheit zu finden[119]. Ihre Einstellung zum Problem der Norm unterscheidet sich wesentlich von der zweier neuerer Ausgaben englischer und amerikanischer Wörterbücher, die sich rein deskriptiv geben und von denen eines eine bedenklich normlose Auffassung vertritt[120]. In der Ablehnung solcher Vernachlässigung der Norm sind wir mit der Sprachkritik einer Meinung. Wie entscheidend im übrigen die Wirkung von Sprach-Handbüchern ist, wird durch die nüchterne Feststellung eines Engländers bestätigt: „*Usage is hailed as the criterion [of good speech] in theory. In practice the reputable handbook is accepted as the authority more than ever before*[121]." (Freilich bleibt die Frage, worauf dann das Handbuch beruht – doch nur auf dem *usage!*) Ein ähnlicher Übergang von normativer Grundeinstellung zur Absage an normative Absichten läßt sich auch in der Entwicklung des Grande dizionario della lingua italiana (I 1961) von S. Battaglia feststellen[122].

Verantwortungsvolle Sprachpflege muß sich stets bewußt sein, daß die Sprachgemeinschaft zwar ihrer Sprache gegenüber souverän ist, aber (außer im Bezirk der Rechtschreibung) nicht unbeschränkter Herr derselben ist, sondern so lange an die überkommenen Strukturen gebunden ist, als nicht durch den *consensus* der Sprachgemeinschaft, in deren Sprachgebrauch und im Einklang mit deren Sprachempfinden, neue Sprachbräuche und neue subsistente Normen entstehen; dies gilt vor allem für Strukturen des syntaktisch-morphologischen Kerns[123]. Die Sprachpflege muß sich zu ihrem normativen, nicht Normen vorschreibenden, aber die Normbildung beeinflussenden Charakter bekennen und, will sie wirksame Sprachhilfe leisten, bewußte Sprachwertung betreiben, d. h. den Mut zur Entscheidung aufbringen. Sie überschreitet so die Grenzen einer Sprachkritik und betätigt sich als ein allgemeines Sprachgewissen, das über dem des einzelnen steht. Sie betätigt sich, gestaltet eine Realität – im Unterschied zu der im theoretischen Bereich bleibenden Sprachwissenschaft. Sie ist berufen, die Normwerdung auf diese Weise zu beeinflussen; daß eine reine Zufallsauslese aus dem „angebotenen" Neuen die Norm bestimmen soll, scheint sich mit der Verantwortung für die Sprache nicht vereinbaren zu lassen. Die Sprachpflege kann und

soll damit zu einem Gegengewicht zu dem schon früher vermerkten gegenwärtigen Rückgang des Normempfindens werden.

Sprachpflege meint also wohlbegründete Sprachkritik wie gut überlegte Einwirkung auf die Norm durch Sprachberatung und vorsichtige Sprachweiterbildung, also behutsame Führung der Sprache, wenn das Wort nicht mißverstanden wird, in Verantwortung gegenüber der Sprachgemeinschaft (insofern ist sie auch ein Ethicum) und unter deren Kontrolle zugunsten der Sprachgemeinschaft selbst (Schiller nennt die Sprache einmal einen Spiegel der Nation) wie zugunsten derer, die als Fremde deren Sprache erlernen und benutzen. Innersprachlich muß das Hauptziel sein, die Hochsprache zu einem möglichst vollkommenen Werkzeug für den Ausdruck von Inhalten zu machen[124], von Gedanken vor allem, aber auch von Gefühlen und Strebungen – nicht aus einer überbetonten Wertschätzung der eigenen Sprache heraus, in der einst Schottel, Klopstock und die Romantiker die Qualitäten von Kraft, Ernst, Würde, Biederkeit, Treue und Schlichtheit fanden[125], sondern weil diese Sprache ein vielfältig gebrauchtes Instrument ist, das in einem guten Zustand gehalten werden muß, zumal es zugleich ein wesentliches Merkmal der Gemeinschaft ist. Als sprachsoziologisches und sprachpädagogisches Ziel ergibt sich, die Sprachgemeinschaft zu einem geschärften Empfinden für die Norm der so gestalteten Sprache zu erziehen, auch im Sinne der Unterscheidung sprachlicher Schichten – von Hoch- und Alltagssprache, geschriebener und gesprochener Sprache –, aber auch zum Willen zum guten Sprachgebrauch (natürlich damit auch im Sinne der Sprachkritiker zu einem verfeinerten Stilempfinden, zur rechten Freiheit in der Wahl der sprachlichen Mittel in der *parole*). Das bedeutet Entfaltung der sprachlichen Kräfte des einzelnen und zugleich Einzeleingriffe bei der Sprachverwendung, in Schule und Verwaltung, im Redaktionsraum und Rundfunkstudio, bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen wie bei Werbeprospekten[126]. Schließlich geht es aber auch darum, auf die Einheit der Sprachgemeinschaft hinzuwirken, nicht (vgl. S. 38) um „des nationalen Selbstbewußtseins" und auch nicht primär „um der politischen Einheit willen" (schon weil das deutsche Sprachgebiet über politische Grenzen hinausreicht; das schließt nicht aus, daß innerhalb der Teilgebiete auch diesem Gesichtspunkt eine Bedeutung zukommt), sondern um die verbindende Kraft der Sprache als des entscheidenden Mittels der Kommunikation und eines wichtigen Instruments künstlerischen Wirkens zu erhalten. Eine Gefährdung des verbindenden Charakters der Sprache besteht in einem doppelten Sinn: einmal auf Grund der ungeheuren Ausweitung des deutschen Wortsystems, das der einzelne nur noch in Ausschnitten beherrscht[127], sodann aber auch von der seit 1945 bestehenden politischen Spaltung Deutschlands her. Unter beiden Gesichtspunkten erwachsen der Sprachpflege neue, wichtige, aber auch schwierige Aufgaben.

Es ist klar, daß eine solche Wirksamkeit nur mit großer Vorsicht und Behutsamkeit, aber auch mit Fingerspitzengefühl und Hingabe geschehen kann[128]. Sie bedarf der tätigen Unterstützung durch die Sprachteilhaber, vor allem soweit sie sich schriftlich und mündlich öffentlich äußern; sie sollten sich der Tatsache, daß sie durch ihre Veröffentlichungen die Sprachentwicklung beeinflussen, bewußt sein. Ein aufklärendes Wirken muß dazutreten, das sich an die Öffentlichkeit wie an die Schule wendet und dem Sprachgefühl und -bewußtsein das Rüstzeug für Brauch- und Normbeurteilung liefert. Ein solches Vorgehen vermag den alten, seit Leibniz nicht verstummenden Wünschen nach einer bewußten Sprachpflege und nach einer „Verbesserung" der deutschen Sprache Rechnung zu tragen.

Die Sprachpflege sollte angesichts ihrer wichtigen Funktion im Auftrag der Sprachgemeinschaft geschehen, aber keine Einrichtung des Staates sein, also nicht das früher von Fr. Kluge, O. Behaghel, A. Hübner und Fr. Panzer geforderte „Reichsamt für deutsche Sprache (Sprachwissenschaft)" als staatliches Sprachpflegeamt[129]. Die staatliche Französische Akademie und ihr Dictionnaire können mit der Art ihres Verfahrens wie mit ihrer matten Wirkung als ein negatives Beispiel gelten; daß in Frankreich 1901 nicht die Akademie, sondern das Erziehungsministerium durch einen direkten Erlaß sprachliche Normen setzte, zeigte deutlich, daß diese ihre einstige Normen gebende Funktion weitgehend verloren hat (früher hat die Einwirkung der Akademie einmal den Lautwandel in Frankreich aufhalten können). Der Staat hat aber die Verpflichtung, auch die Sprache der ihm zur allseitigen Förderung anvertrauten Gesellschaft durch wirksame Unterstützung der Einrichtungen zur Sprachpflege unter seinen Schutz zu stellen, wozu er in Deutschland gewillt ist. Diese sollte nach dem Kollegialitätsprinzip organisiert sein, d. h. nicht von einzelnen, sondern von Kommissionen ausgeübt werden. Auch in Frankreich sind übrigens Sprachberatungsstellen nichtstaatlicher Art entstanden, so in Paris die *Défense de la Langue Française*, das *Office du Vocabulaire Français* und der *Cercle Richelieu*. In England hat der Gedanke einer Sprachakademie schon seit längerem kaum noch Anhänger[130], aber es gab 1913–1947 eine *Society for pure English*, die sich als Hauptzweck gesetzt hatte: *not by foolish interference with living developments ... informing popular taste on sound principles*[131]. Seit 1926 gibt es ein *BBC Advisory Committee of Spoken English*[132].

In Westdeutschland widmen sich mehrere Stellen der Aufgabe der Sprachpflege, die „Gesellschaft für deutsche Sprache" in Wiesbaden ebenso wie die Auskunftsstelle der Dudenredaktion in Mannheim. Auch die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung hat sich die Sprachpflege als eines ihrer Ziele erwählt. Wissenschaftliche Grundlagen für die Sprachpflege in der Form einer Bestandsaufnahme der Gegenwartssprache erarbeitet das

Institut für deutsche Sprache in Mannheim. Im Osten Deutschlands besteht neben der an der Akademie der Wissenschaften in Ostberlin errichteten Forschungsstelle für das Wörterbuch der Gegenwartssprache eine Stelle für Sprachpflege in Jena. Einen besonderen Wunsch möchten wir bei der Sprachpflege nochmals anmelden: daß den geltenden Bräuchen und Normen des gesprochenen Deutsch[133] auch auf der Ebene der gesprochenen Hochsprache stärkere Beachtung geschenkt werden möge als seither. Nicht als ob damit der Übernahme von „hemdsärmeligen" Formen der Alltagssprache das Wort geredet sei, im Gegenteil: in einer Zeit, da die gesprochene Form der Hochsprache einen so wichtigen Platz neben der geschriebenen bekommen hat (vor allem durch Ton- und Fernsehfunk), müssen wir sehr darauf achten, daß durch den wachsenden Einfluß der gesprochenen Sprache wie der Alltagsrede nicht das Niveau der Hochsprache gesenkt wird[134]. Ich denke aber noch an etwas anderes. Die Mundarten als eine wichtige frühere Quelle der Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit unserer Hochsprache sind im Rückgang begriffen. Ihre Stelle sollte die Alltagsrede übernehmen, die ähnlich bildhaft und anschaulich ist; sie muß den Zufluß an Bildern ergänzen, die heute aus den Fachsprachen der Technik und aus der Sondersprache des Sports kommen, damit unsere Hochsprache nicht der drohenden Gefahr erliegt, zu abstrakt, zu saftlos zu werden und damit nur noch begrenzt befähigt, ihre Funktion zu erfüllen, neue Inhalte zu fassen. Dabei gilt für das gesprochene Deutsch die Mahnung Behaghels, auf die große Skala von Abstufungen zu achten[135]. (Leider fehlt uns noch eine Typologie der gesprochenen Sprache.)

Eines aber muß schließlich in leichter Veränderung eines Wortes von K. Voßler noch betont werden: Was die sprachliche Norm[136] angeht, gilt das Recht der Gemeinschaft, was die Kunst angeht, das Recht des einzelnen. Der Dichter ist im Reiche der Sprache ein Bevorrechteter, dessen Sprache eine eigene Gesetzlichkeit hat und der sprachliche „Fehler" als Stilmittel gebrauchen kann. Wenn er von diesem seinem Vorrecht in neuerer Zeit wenig mehr Gebrauch macht, so begibt er sich zugleich des Vorzugs, durch seine Rede die Sprache zu formen.

*

Meine Damen und Herren! Ein früherer Tübinger Germanist hat einmal das Wort geschrieben: „Fertig wird man nie, aber man muß einmal zum Abschluß kommen"[137]. Auch ich muß zum Ende kommen. „Sprache, Freiheit oder Lenkung?" war unser Thema. Wir haben uns für einen mittleren Weg entschieden: den der behutsamen, wohl unterbauten Führung in der Form der Sprachpflege. Wir bekennen uns zu einem Paradox. Es gilt, die Sprache dahin zu steuern, wohin sie selbst steuert. Als Sprachverantwortliche sind wir ständig auf der Suche – wenn Sie mir das Bild aus der Technik gestatten – nach der Schwebungslücke zwischen Gebundenheit und Freiheit, oder, um einen bekannteren Vergleich zu benutzen, zwischen der Scylla der Normerstarrung und der Charybdis des Normverlusts.

Das gilt für die Entwicklung der Sprache als solcher, das gilt im übrigen auch für das Verhältnis jedes einzelnen zur Sprache, auf das wir hier ja nicht weiter eingehen konnten, also auch für das Verhältnis eines jeden von uns, die wir hier beisammen sind, zu seiner Sprache.

Ist das überraschend? Ist solches Suchen nach dem rechten Verhältnis von Norm und Freiheit nicht grundmenschlich? Ist es nicht dem Menschen in seinem Verhalten zu allen Erscheinungen in ihm und um ihn aufgegeben? Wir müssen uns der Aufgabe stellen, gerade auch im Bereich der Sprache, die zusammen mit dem Geist das Wesen und den Adel des Menschen ausmacht.

Anmerkungen

[1] So *B. Havránek* in seinem grundlegenden Beitrag „Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft", in: Actes du 4e Congrès International de Linguistes (1936), 1938, S. 152.

[2] Für die stofflichen Grundlagen sei auf folgende Arbeiten verweisen: *Verf.*, Entwicklungstendenzen des heutigen Deutsch, in: Der Deutschunterricht 6/2, 1954, S. 87–107 (in erweiterter Form in: Moderna Språk 50, 1956, S. 213–235); *H. Brinkmann*, Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Grundlegung, Bd. 1, 1962; Duden-Grammatik, hg. v. *P. Grebe*, [2]1966; *J. Erben*, Abriß der deutschen Grammatik, [7]1964; *H. Glinz*, Die innere Form des Deutschen, [4]1965.

[2a] Es ist eine oft empfundene Lücke unseres deutschen Wortsystems, daß Sprache ein so weitgefaßter Begriff ist, daß es also nicht Entsprechungen zu franz. *langage* als allgemeiner Benennung, *langue* und *parole* als Bezeichnungen für die soziale und individuelle Seite der Sprache gibt.

[3] Vgl. dazu *I. Ljungerud*, Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900, 1955; *Verf.*, Zum Formenausgleich in der heutigen deutschen Hochsprache, in: Festschr. für Taylor Starck, 1964, S. 92.

[4] Die Bezeichnung ist nicht sehr glücklich, weil zu allgemein; sie will besagen, daß die Verben nur noch eine syntaktische, keine inhaltliche Funktion mehr haben (aber eine Funktion haben ja alle Verben!). Vgl. *P. v. Polenz*, Funktionsverben im heutigen Deutsch, 1963 (= Beiheft 5 zum „Wirkenden Wort").

[5] Vgl. *L. Weisgerber*, Zur innersprachlichen Umgrenzung der Wortfelder (veranstalten und stattfinden), in: WW 2, 1951/52, S. 138–143.

[6] Mit Recht hat andererseits *H. Steger* darauf hingewiesen, daß durch die von den Romantikern begründete einseitige sprachhistorische Einstellung der Blick der Philologen von der sich lebendig entwickelnden Gegenwartssprache abgelenkt wurde und daß diese „Deutschtümlern und Pedanten" überlassen wurde. Vgl. Sprachnorm, Grammatik und technische Welt, in: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, 1964, S. 69.

[7] Prof. *Leisi*, Zürich, hat mir freundlicherweise sein Vortragsmanuskript zur Verfügung gestellt: „Die Bedrohung der Sprache durch die Sprachwissenschaft". Vgl. dazu auch *D. Sternberger*, Gute Sprache und böse Sprache, in: Neue Rundschau 1963, S. 410.

[8] Aus: *Kurt Schwitters*, Porträt Rudolf Blümner und Johannes R. Becher, Die neue Syntax, in: Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts, eingeleitet von Gottfried Benn, 1955, S. 283 und S. 149.

[9] Vgl. *P. v. Polenz*, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, in: Der Deutschunterricht, 16/4, 1964, bes. S. 69ff.

[10] Vgl. dazu *R. Rath*, Trennbare Verben und Ausklammerung. Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart, in: WW 15, 1965, S. 217–232.

[11] Vgl. *M. Twain*, A Tramp Abroad, Vol. II, S. 270f. (= The Writings of Mark Twain, Bd. 24).

[12] Vgl. dazu auch *P. v. Polenz* (Anm. 9), S. 81ff.

[13] Prof. *Colleville*, Paris, hat mündlich auf dieses Beispiel hingewiesen.

[13a] Unter „deutscher Sprachgemeinschaft" verstehen wir für die neuere Zeit, ohne auf die Problematik des Begriffs hier weiter eingehen zu können, unter

Abhebung von den Begriffen Volk, Nation und Staat eine Sprachgruppe, die jenseits ihrer sprachlichen Gruppierungen gebietlicher und sozialer Art eine gemeinsame Hochsprache hat und sich dadurch von anderen Sprachgruppen unterscheidet.

[14] Auch *P. v. Polenz* wendet sich nicht gegen die Norm als solche, sondern möchte, daß Sprachnormung und Sprachentwicklung im Deutschen wieder miteinander in Einklang gebracht werden; vgl. *P. v. Polenz* (Anm. 9), S. 91.

[15] Vgl. *Th. Geiger*, Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, [2]1964, S. 58ff. u. ö.

[16] Vgl. *E. Durkheim*, Die Regeln der soziologischen Methode, 1961, S. 109f.

[17] Vgl. *B. Ulvestad*, Statistik und Sprachbeschreibung, in: Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik, Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt, Wege der Forschung, Bd. 25, [2]1965, S. 61–73.

[18] *E. Coseriu* unterscheidet zwischen Sprachtypus, System, Norm und Gebrauch *(habla)*. Das System verwirklicht und enthält Möglichkeiten des Typus, die Norm realisiert Teile, aber nicht alle Möglichkeiten des Systems. Die *parole* bewegt sich im Rahmen der Norm, ohne sie auszuschöpfen, und verändert sie zugleich. Dazu stellt Coseriu den Begriff der *Individualnorm*, also der Besonderheiten eines Individualstils (man muß dagegen geltend machen, daß sich der Ausdruck Norm in der Regel auf eine Gruppe bezieht). Vgl. Teoria del lenguaje y lingüistica general (Biblioteca Románica Hispánica II, 61), 1962, S. 95ff. Coseriu berücksichtigt die Unterscheidung Sprachbrauch–Sprachnorm nicht. *E. Leisi* sieht Wort und Sprache als Brauch ohne Abhebung gegen den Begriff der Norm, vgl. Der Wortinhalt, [2]1961, S. 13ff.

[19] Darüber besonders klar *H. Steger* (Anm. 6), S. 61.

[20] *H. Paul*, Prinzipien der Sprachgeschichte, [7]1966, S. 405.

[21] Vgl. dazu auch *O. Jespersen*, Mankind, Nation and Individual from a linguistic point of view, Oslo 1925, S. 95ff.

[22] Vgl. auch *H. Steger* (Anm. 6), S. 61–74.

[23] Vgl. *P. Hankamer*, Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jh., 1927 (Nachdruck 1965), S. 128ff.; *Eva Fiesel*, Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik, 1927.

[24] *J. Grimm*, Vorrede zur Dt. Grammatik, 1. Bd., 1822 (2. Abdruck 1893), S. VI; Vorauflage, I. Bd., S. XV; Kl. Schriften, 1. Bd., 1864, S. 283.

[25] *J. Grimm*, Vorrede z. Dt. Grammatik, 1. Bd., 1822 (2. Abdr. 1893), S. IXff.

[26] *A. W. Schlegels* Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, III. Teil, hg. v. J. Minor, 1884 (= Dt. Lit.-Denkm. d. 18. u. 19. Jh., Bd. 19), S. 31; zit. bei *Fr. Kainz*, A. W. Schlegel und die deutsche Sprache, in: Dichtung und Volkstum 39, 1938, S. 279.

[27] *W. v. Humboldt*, Von dem grammatischen Baue der Sprachen, in: W. v. Humboldts Werke, hg. v. A. Leitzmann, Bd. VI, 2, Berlin 1907 (= Humboldts Ges. Schriften, hg. v. d. Königl. Preuß. Akad. d. Wiss., 1. Abt.), S. 396.

[28] Vgl. *Verf.*, Uhlands Schwäb. Sagenkunde und die germ.-volkskundliche Forschung der Romantik, 1950, S. 154ff.; *ders.*, Deutsche Sprachgeschichte, [5]1965, S. 39f.; vgl. *K. Viëtor*, Probleme der Barockliteratur, 1928, S. 73.

[29] Vgl. *Siebs*, Deutsche Hochsprache, [18]1961, S. 4.

[30] Vgl. *A. Debrunner*, Das Gefühl für grammatische Gesetze, in: Idg. Forschungen 50, 1932, S. 202.

[31] *K. Voßler* (Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, 1904, S. 16) und *W. Havers* (Handbuch der erklärenden Syntax, 1931, S. 125) formulieren diese Meinung in zu ausschließlicher Weise.

[32] Vgl. Th. Geiger (Anm. 15), S. 95.

[33] *H. Ischreyt*, Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik, 1965, S. 259ff., spricht von „ungeführtem" Sprachwandel (im Anschluß an *H. Wein*, Sprache und Wissenschaft, in: Sprache und Wissenschaft, Vorträge gehalten auf der Tagung der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften in Hamburg 1959, 1960, S. 37).

[34] *W. Betz* hat sechs Arten der Sprachbeeinflussung (er spricht von Sprachlenkung) unterschieden: allgemeine formale und allgemeine inhaltliche (auf das Sprachsystem, die „Grammatik", bezogen), individuelle formale und inhaltliche (auf die individuelle Wortwahl, den „Stil", bezogen), Menschenlenkung durch die allgemeine und durch die individuelle Sprache in einem inhaltlichen Sinn; vgl. W. Betz, Sprachlenkung und Sprachentwicklung, in: Sprache und Wissenschaft (Anm. 33), S. 98f. Dabei liegt allerdings die zuletzt angeführte Art auf einer anderen Ebene. *L. Mackensen* hat das Problem aufgeworfen in dem Aufsatz „Sprachprobleme in und aus der Technik", in: Hess. Blätter für Volksbildung, 1958, S. 150ff. Das Gründlichste zur Frage hat neuerdings *H. Ischreyt* (Anm. 33), S. 259ff., gesagt. Er faßt Sprachlenkung als Oberbegriff und ordnet ihm Sprachnormung im Sinne der Terminologienormung und ebenso die Sprachregelung im Sinne der Regelung von Einzelerscheinungen unter.

[35] So *W. Betz* (Anm. 34) und *H. Ischreyt;* vgl. Ischreyt (Anm. 33), S. 263.

[36] Vgl. *O. Behaghel*, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, in: Wiss. Beihefte z. Zs. d. Allg. Dt. Sprachvereins II. 6, 1894, S. 23.

[37] Vgl. *L. Weisgerber*, Herr oder Höriger der Schrift? Das Vorspiel zur Rechtschreibreform, in: WW 4, 1953/54, 2. Sonderheft, S. 3–12.

[38] Vgl. *A. Littmann*, Der neue Siebs, in: Moderna Språk 52, 1958, S. 30–48; *ders.*, Die Duden-Aussprache des Deutschen, ebd. 58, 1964, S. 111–120.

[39] *R. Krämer-Badoni* hat hier meine Mannheimer Äußerungen mißverstanden (vgl. seinen Bericht „Sprachregelung", in: Die Welt 1964, Nr. 96, S. 7).

[40] Über den Versuch einer Schreibregelung zwischen zwei Schreibarten vgl. *Brigitta Schreyer*, Eine althochdeutsche Schriftsprache, in: Beiträge (Halle) 73, 1951, S. 351–386; *dies.*, Sprachliche Einigungstendenzen im deutschen Schrifttum d. Frühm.alters, in: Wiss. Ann. d. Dt. Ak. d. Wiss. Berlin 5, 1956, S. 295–304.

[41] *A. Schirokauer* geht in seinem Aufsatz „Der Anteil des Buchdrucks an der Bildung des Gemeindeutschen", in: Dt. Vierteljahrsschrift für Literaturwiss. u. Geistesgeschichte 25, 1951, S. 317–350, in der Minderung der Bedeutung des Buchdrucks entschieden zu weit.

[42] Vgl. dazu *W. Betz* (Anm. 34), S. 87ff.

[42a] Vgl. Lessing über Freiheit gegenüber der Norm, Werke (Petersen) S. 55ff.

[43] Vgl. auch *F. Mauthner*, Beiträge zu einer Kritik der Sprache, II, ^{2}1912, S. 177ff.

[44] Zit. nach *M. H. Jellinek*, Geschichte der nhd. Grammatik I, 1913, S. 238.

[45] Vgl. *R. Hotzenköcherle*, Entwicklungsgeschichtliche Grundzüge des Nhd., in: WW 12, 1962, S. 321–331; P. v. Polenz, (Anm. 9), S. 71.

[46] Zitat nach *W. Wilmanns*, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands,

[2]1887, S. 167f.; vgl. auch *Verf.*, Groß- oder Kleinschreibung? Ein Hauptproblem der Rechtschreibreform, 1958 (= Duden-Beiträge 1).

[47] Vgl. *P. Grebe*, Akten zur Geschichte der deutschen Einheitsschreibung 1870 bis 1880, 1963 (= Sammlung Duden 3).

[48] Vgl. *P. Grebe*, Geschichte und Leistung des Dudens, in: WW 12, 1962, S. 65–73.

[49] Vgl. *L. Weisgerber*, Die Grenzen der Schrift. Der Kern der Rechtschreibreform, 1955 (= Veröff. der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswiss., H. 41); vgl. auch *L. Weisgerber* (Anm. 37). Vgl. auch *Verf.* (Anm. 46); *ders.*, Vermehrte Großschreibung – ein Weg zur Vereinfachung der Rechtschreibung?, 1963 (= Duden-Beiträge 16).

[50] Vgl. das Wörterbuch der deutschen Aussprache, Leipzig 1964, dessen Regeln von denen von Siebs in vielem abweichen; vgl. auch *B. Boesch*, Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz, 1957.

[51] Vgl. dazu *W. Betz* (Anm. 34), S. 87ff. Vgl. auch *Verf.*, Sprache und Religion. Zur muttersprachlichen Erschließung des religiösen Bereichs, 1964 (= Beihefte zur Zeitschrift „Wirkendes Wort" 7).

[52] Vgl. z. B. *A. Langen*, Dt. Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart, in: Dt. Philologie im Aufriß, Bd. 1, [2]1957, Sp. 931–1396.

[53] *A. Berger*, Der Gedanke einer dt. Sprachakademie in der Geschichte und in der Gegenwart, in: Grenzboten, Nr. 20, 14. 5. 1891, S. 311.

[54] Vgl. *W. v. Wartburg*, Évolution et structure de la langue française, [5]1958, S. 176f

[55] Vgl. *P. v. Polenz*, (Anm. 9), S. 73f.

[56] Vgl. *R. Hotzenköcherle* (Anm. 45); *P. v. Polenz* (Anm. 9), S. 71f.

[57] Freundliche mündliche Mitteilung von Dr. *Fr. Paepcke*, Heidelberg.

[58] Vgl. dazu *H. Ischreyt* (Anm. 33), S. 36ff.; S. 165ff.; *E. Wüster*, Internationale Sprachnormung in der Technik, [2]1966, bes. S. 85f., S. 170f. (= Beiheft 2 des Sprachforums); *O. Kienzle*, Vom Wesen der Normen, in: Studium Generale 6, 1953, S. 59–66; *ders.*, Die Sprache in der Sicht des Ingenieurs, in: Muttersprache 1954, S. 324–343; *Elfriede Beier*, Wege und Grenzen der Sprachnormung in der Technik, Diss. Bonn 1960.

[59] *Elfriede Beier* (Anm. 58), S. 116.

[60] Vgl. dazu auch *L. Mackensen*, Planung in der Muttersprache, in: Wiss. Zs. d. Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftl. Reihe Nr. 2/3, Jg. V, 1955/56, S. 171–176.

[61] Vgl. *Elfriede Beier* (Anm. 58), S. 151f.

[62] In einem beim Institut für deutsche Sprache in Mannheim am 16. 9. 1966 gehaltenen Vortrag: „Führt die Teilung Deutschlands zur Sprachspaltung?" Erscheint 1967 im 1. Band der Reihe „Sprache der Gegenwart. Schriftenreihe des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim". – Vgl. zu diesem Abschnitt auch *Verf.*, Sprachliche Folgen der politischen Teilung Deutschlands, 1962 (= Beihefte zum „Wirkenden Wort" 3).

[63] Vgl. dazu auch *G. Orwell*, Neunzehnhundertvierundachtzig, übers. v. K. Wagenseil, [13]1964 (= Diana-Taschenbücher 1), S. 273ff.

[64] Vgl. dazu *Th. Pelster*, Die politische Rede im Westen und Osten Deutschlands, 1966, S. 61ff., S. 74ff., S. 77ff. (= Beiheft 14 zum „Wirkenden Wort").

[65] Vgl. dazu auch *H. Ischreyt* (Anm. 33), S. 275ff. Vgl. auch *Ruth Römer*, Die Sprache der Anzeigenwerbung (im Erscheinen).

[66] Vgl. *W. Betz*, Versuche, Aufgaben und Möglichkeiten einer deutschen Sprachakademie, in: WW 4, 1953/54, S. 129.

[67] Vgl. *O. Buchmann*, Die Beziehungen zwischen Sprachpflege und Sprachwissenschaft, in: Muttersprache 1959, S. 57f.

[68] Vgl. dazu auch *F. Tschirch*, Wachstum oder Verfall der Sprache?, in: Muttersprache 1965, S. 132, S. 169.

[69] Vgl. dazu auch *F. Tschirch* (Anm. 68), S. 129ff., S. 161ff.

[70] Vgl. ebd., S. 130f.

[71] Vgl. dazu auch *O. Buchmann*, Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage, in: Muttersprache 1955, S. 418–426; *ders.* (Anm. 67), S. 55–69 (mit ausführlichen Literaturangaben).

[72] Vgl. *G. Kandler*, Angewandte Sprachwissenschaft, in: WW 3, 1952/53, S. 257 bis 271.

[73] Vgl. z. B. das anregende, wenn auch nicht in allen Punkten überzeugende Buch von *K. Korn*, Sprache in der verwalteten Welt, [2]1959.

[74] Vgl. auch *O. Buchmann*, Zum Problem der Sprachrichtigkeit, Diss. Bonn 1951 (Masch.); *G. Storz*, Und dennoch Sprachrichtigkeit (Duden-Beitr. 29), 1966.

[75] Vgl. *A. Johannson*, Zu Noreens Abhandlung über Sprachrichtigkeit, in: Idg. Forschungen 1, 1892, S. 237f.

[76] Vgl. *K. Korn* (Anm. 73); *L. Mackensen*, Die deutsche Sprache unserer Zeit, 1956; *G. Möller*, Deutsch von heute, [2]1962.

[77] Vgl. *P. v. Polenz*, Zur Quellenwahl für Dokumentation und Erforschung der deutschen Sprache der Gegenwart, in: WW 16, 1966, S. 3–13.

[78] Maximen und Reflexionen Nr. 1020, in: Goethes Werke, Hamburger Ausgabe Bd. 12, S. 509.

[79] Vgl. *K. Voßler*, Der Einzelne und die Sprache, in: Logos VIII, 1919/20, S. 298f.; *O. Jespersen* (Anm. 21), S. 123ff.

[80] Vgl. *P. v. Polenz*, Sprachkritik und Sprachwissenschaft, in: Neue Rundschau 1963, S. 399f.; vgl. auch *ders.*, Sprachkritik und Sprachwissenschaft, in: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, 1964, S. 102–113.

[81] Vgl. dazu *P. v. Polenz* (Anm. 80), in: Neue Rundschau 1963, S. 393f.

[82] Vgl. *L. Weisgerber*, Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen (= Wiss. Abh. der Arbeitsgem. f. Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 2), 1958. Vgl. dazu auch *H. Kolb*, Der inhumane Akkusativ, in: Zs. f. dt. Wortforschung XVI, NF 1, 1960, S. 168–177, und *P. v. Polenz* (Anm. 81).

[83] Vgl. *W. v. Wartburg* (Anm. 54), S. 174ff.

[84] Vgl. *F. Tschirch* (Anm. 68), S. 130, S. 136, S. 162.

[85] Beispiele z. T. bei *O. Behaghel* (Anm. 36), S. 24.

[86] Vgl. *E. Coseriu* (Anm. 18). Vgl. auch *Verf.*, Rationale und irrationale Elemente in der Sprache, in: Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung, Festschr. f. Friedr. Maurer, 1963, S. 191–216.

[87] Vgl. vor allem auch *Fr. Kainz*, Psychologie der Sprache, Bd. 4, 1956, S. 296ff. – Der dänische Psychologe *Flagstad* sagt „die angehäufte Summe von sicherem Wissen", womit Lust- und Unlustgefühle verbunden sind; vgl. *H. Lindroth*,

das Sprachgefühl, ein vernachlässigter Begriff, in: Idg. Forschungen 55, 1937, S. 2; vgl. dazu auch O. Buchmann (Anm. 74), S. 202f.

88 Vgl. *H. Lindroth* (Anm. 87), S. 2ff.

89 Vgl. *L. Weisgerber*, Von den Kräften der deutschen Sprache, I. Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik, ^{3}1962, S. 163ff.

90 Vgl. *A. Debrunner*, Lautgesetz und Analogie, in: Idg. Forschungen 51, 1933, S. 276ff.

91 So *H. Bausinger* in seinem Vortrag „Formen der gesprochenen Sprache" vor dem Wissenschaftl. Rat des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim am 15. 9. 1966. Erscheint 1967 im 1. Band der Reihe „Sprache der Gegenwart. Schriftenreihe des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim".

92 Vgl. dazu auch *H. Dunger*, Zur Schärfung des Sprachgefühls, ^{7}1927.

93 Vgl. *P. Kretschmer*, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, 1918.

94 Vgl. dazu die Duden-Beiträge 5, 7, 14, 15, 17 (Sonderreihe) über die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Ausland: *Hildegard Rizzo-Baur*, in Österreich und Südtirol, 1962; *Doris Magenau*, im Elsaß und in Lothringen, 1962; *dies.*, in Luxemburg und in deutschsprachigen Teilen Belgiens, 1964; *Helga Wacker*, in den USA, 1964; *dies.*, in Kanada und Australien, 1965; *Verf.*, Neuere und neueste Zeit, in: Dt. Wortgeschichte, hg. v. Fr. Maurer und Fr. Stroh, II, ^{2}1959, S. 513–560; *Verf.*, Eigentümlichkeiten des Satzbaus in den Außengebieten der deutschen Hochsprache, in: Sprache, Schlüssel zur Welt, Festschr. f. L. Weisgerber, 1959, S. 195–220.

95 Vgl. *H. Glinz* (Anm. 2).

96 So *A. Noreen*, Über Sprachrichtigkeit, in: Idg. Forschungen 1, 1892, S. 113f. Noreen sagt: „Die Sprache ist das Mittel der Mitteilung. Also ist der Sprachgebrauch der beste, der am besten das mitteilt, was mitgeteilt werden soll" (S. 114). In der Zweckmäßigkeit sieht er zugleich die Schönheit der Sprache (vgl. ebd. S. 142).

97 Vgl. *P. v. Polenz* (Anm. 80), in: Neue Rundschau 1963, S. 400.

98 *D. Sternberger* in seinem Aufsatz (Anm. 7), S. 403ff.

99 Vgl. *R. Hotzenköcherle* (Anm. 45), S. 321ff.; *Verf.* (Anm. 3), S. 91ff.

100 Vgl. *O. Behaghel* (Anm. 36), S. 25f.; *R. Thomas*, Wandlungen der deutschen Sprache seit Goethe und Schiller, 1922, S. 4ff.

101 Vgl. *W. Betz* (Anm. 66), S. 129.

102 Vgl. dazu *H. L. Stoltenberg*, Neue Sprachgestaltung, ^{2}1952, S. 38f; *R. Flury*, Struktur- und Bedeutungsgeschichte des Adjektiv-Suffixes -bar, 1964, S. 97ff.

103 Vgl. zu dieser Vielfalt *J. Erben* (Anm. 2), S. 88f. Man wird also den Gebrauch des substantivierten Infinitivs milder beurteilen, als es *K. Korn* tut (Anm. 73; S. 145ff.); ein Überwuchern wird man aber mit ihm vom Standpunkt der Sprachkritik und Sprachpflege aus ablehnen.

104 Beispiel aus *F. Tschirch*, 1200 Jahre deutsche Sprache, 1955, S. 29.

105 Vgl. *P. v. Polenz* (Anm. 4); *H. Kolb*, Sprache des Veranlassens, in: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, 1964, S. 75–88; *K. Daniels*, Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache, 1963 (= Sprache und Gemeinschaft, Studien III).

106 Vgl. zur älteren Auffassung vor allem auch *Fr. Kluge*, Sprachreinheit und Sprachreinigung geschichtlich betrachtet, in: Zs. d. Allg. dt. Sprachvereins IX,

1894, Sp. 201–211; *ders.*, Grenzen der Sprachreinheit, in: Wiss. Beih. z. Zs. d. allg. dt. Sprachvereins, IV, 25, 1904, S. 143–146.

107 Maximen und Reflexionen Nr. 1016/1017 (Anm. 78), S. 508.

108 Vgl. *Verf.*, Sprachprobleme bei der Bundeswehr, in: Muttersprache 1964, S. 129–133.

109 Sie sollen nicht weniger praktikabel als das Ausgangswort sein. So ist *Kraftwagen* für *Auto* nicht angenommen worden. *Fernsprecher* hat sich gegenüber *Telefon* nicht durchgesetzt, weil das Verbum *fernsprechen* der Flexion Schwierigkeiten bietet und *telefonieren* sich besser konjugieren läßt usw.

110 Vgl. *Verf.* (Anm. 108).

111 Und sich im übrigen auch im Bereich der Sprache der Bundeswehr selbst um eine klarere Trennung zwischen Englisch und Deutsch zu bemühen.

112 Vgl. *F. Tschirch* (Anm. 68), S. 136.

113 Vgl. *H. Kloss*, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950, 1952, S. 40ff.

114 Vgl. *W. Betz* (Anm. 66), S. 138.

115 Vgl. dazu etwa auch die Vorschläge *H. L. Stoltenbergs* (Anm. 102); vgl. auch *Th. Steche*, Neue Wege zum reinen Deutsch, 1925. Der Hinweis auf die Bemühungen dieser beiden Autoren betrifft nur deren grundsätzliche Einstellung; er bedeutet nicht, daß ich mit ihrem Vorgehen einverstanden bin.

116 Darauf hat auch *P. v. Polenz* brieflich hingewiesen.

117 *I. A. Lundell*, in: Actes du 4e Congrès ... (Anm. 1), S. 48.

118 Vgl. *B. Havránek* (Anm. 1), S. 155.

119 Einmal die von P. Grebe herausgegebene Duden-Grammatik (Anm. 2) und sodann den Abriß von *J. Erben* (Anm. 2); vgl. auch *P. Grebe*, Sprachnorm und Sprachwirklichkeit, in: WW 16, 1966, S. 145–156; *A. Debrunner* (Anm. 30), S. 179. Ich nenne an ausländischen Grammatiken der deutschen Sprache die von *J. Fourquet* (französisch), die von *P. Jørgensen* (dänisch und englisch) und die von *G. O. Curme* (englisch).

120 Vgl. den genannten Vortrag von *E. Leisi* (Anm. 7). Es handelt sich um Webster's Third New International Dictionary (1961) und um die 3. Auflage von *D. Jones*, The Pronunciation of English (1950). Während D. Jones in der 1. und 2. Auflage (1909 und 1914) gesagt hatte: „... it is necessary to set up a standard" und ihn gefunden hatte in „the general usage of educated people in the South of England", schreibt er 1950 im Vorwort: „... that it can no longer be said that any standard exists, nor do I think it desirable to attempt to establish one." Zit. nach *M. Lehnert*, Schreibung und Aussprache im Englischen, 1963 (= SB Dt. Akad. d. Wiss. Berlin, Kl. Sprache, Lit. u. Kunst, Nr. 3), S. 8.

121 *S. Potter*, Our language, Revised edition 1966 (Penguin Book), S. 129.

122 Vgl. die Besprechung von *W. Th. Elwert*, in: Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen u. Literaturen, Jg. 116, Bd. 201, 1965, S. 302ff.

123 Dies wird vor allem betont bei *L. Weisgerber*, Sprachpflege und leistungbezogene Sprachbetrachtung, in: Muttersprache 1963, S. 97f.

124 In die gleiche Richtung geht eine Äußerung *Stegers* in dem wiederholt zitierten, sehr anregenden Aufsatz (Anm. 6), S. 71ff. Allerdings scheint es mir zu weit zu gehen, wenn er im Hinblick auf die „strenge Wissenschaft" unserer Zeit, „Technik, Wirtschaft, Mathematik, Physik, Chemie", eine Sprachnorm

für Wortinhalte und Satzmuster fordernd, zu dem Satz kommt: „Wir werden für die vor uns liegenden Denkaufgaben einer Sprache bedürfen, deren Bedeutungen scharf und genau treffen, deren Sätze so konsequent genormt sind, daß sie die Übersetzungsmaschine in jede andere Sprache präzis übertragen kann." (S. 72). Steger fürchtet sonst, „daß das höhere menschliche Denken vollständig in die konsequenten künstlichen Sprachen auswandert" (ebd.). Ich glaube, daß Steger mit seiner Forderung der Normung von Wort und Satz gerade die Aufgabe von Fachsprachen im Unterschied zur allgemeinen Hochsprache charakterisiert hat, während die allgemeine Hochsprache nicht nur Rationales, sondern auch Irrationales ausdrücken muß und ohne Gefahr – das gilt für alle Sprachen – auch „überholte" Metaphern wie die vom Sonnenauf- und Sonnenuntergang beibehalten kann, die allerdings dem Denken und der Sprache der heutigen Wissenschaft nicht adäquat sind. Seine These erinnert an die ehemalige Forderung der Französischen Akademie: *une forme–un sens!* (s. o.).

125 Vgl. *H. Steger* (Anm. 6), S. 61ff.; vgl. auch *Fr. Kainz*, Die Sprachästhetik der Jüngeren Romantik, in: DtVjs 16, 1938, S. 219–257.

126 Vgl. auch *G. Kandler*, Zur Erneuerung der Sprachpflege durch die „angewandte Sprachwissenschaft", in: Muttersprache 1954, S. 267.

127 Vgl. *L. Weisgerber*, Das Fremdwort im Gesamtrahmen der Sprachpflege, in: Muttersprache 1960, S. 6.

128 Vgl. dazu *P. Grebe* (Anm. 119).

129 Vgl. Wiss. Beih. z. Zs. d. Allg. Dt. Sprachvereins, H. 20 (1901), S. 317ff.; H. 23/24 (1903), S. 73ff.; *A. Hübner*, Kl. Schriften zur dt. Philologie, 1940, S. 89ff. – Hübner wollte diesem Amt umfassende Aufgaben zuschreiben, so Festlegung des schwankenden Sprachgebrauchs, Vereinheitlichung der Aussprache, Verbesserung der Rechtschreibung, Sprachberatung, -überwachung und -weiterbildung, Schutz der Mundarten. – Vgl. auch *Fr. Panzer*, Möglichkeiten und Aufgaben eines Reichsamtes für die deutsche Sprache, in: Zs. f. Dt. Bildung 9, 1933, S. 614–620.

130 Vgl. *H. M. Flasdieck*, Der Gedanke einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart, 1928 (= Jenaer Germ. Forsch. 11).

131 *S. Potter* (Anm. 121), S. 120.

132 Vgl. *H. Müller-Tochtermann*, George Orwell und die Sprachpflege in England, in: Muttersprache 1961, S. 41.

133 Vgl. *P. v. Polenz* (Anm. 77), S. 3ff.; ders. (Anm. 9), S. 83ff.

134 Vgl. dazu auch *H. Steger* (Anm. 6), S. 71.

135 Vgl. *O. Behaghel* (Anm. 36), S. 26f.

136 K. Voßler sagte: die Grammatik; vgl. *K. Voßler*, Über grammatische und psychologische Sprachformen, in: Logos VIII, 1919/20, S. 1–29.

137 *H. Fischer*, Geographie der schwäbischen Mundart, 1895, S. VII.